

Kommunikation als Praxis: kommunikationswissenschaftliche Potentiale und Konsequenzen des Praxiskonzeptes von Pierre Bourdieu

Lange, Götz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lange, G. (2010). *Kommunikation als Praxis: kommunikationswissenschaftliche Potentiale und Konsequenzen des Praxiskonzeptes von Pierre Bourdieu*. (Wissenschaftliche Schriftenreihe Soziologie, 6). Berlin: Köster. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-279771>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Am Beispiel der Kommunikation wird gezeigt, welche Potentiale das Praxiskonzept von Pierre Bourdieu für die Humanwissenschaften besitzt. Dabei stützt sich die Arbeit nicht in erster Linie auf die bekannten Aussagen Bourdieus zu Macht und Herrschaft im Diskurs, sondern argumentiert aus der inneren Logik der Theorie heraus.

Demnach lässt sich Kommunikation, wie jede andere Praxis auch, als Resultat eines komplexen Zusammenspiels von habituellen Dispositionen mit der Situation betrachten.

Dieses Zusammenspiel soll seinerseits aus der individuellen Entstehung der jeweiligen Kommunikationsfähigkeiten in Verbindung mit einer angemessenen Situationsdefinition heraus begriffen werden. Wesentlich dafür ist die Offenlegung der Bezüge des Habitusbegriffs zur Psychologie Jean Piagets.

Beispielhaft wird gezeigt, welchen Mehrwert die Theorie Bourdieus für kommunikationswissenschaftliche Probleme bieten kann. Als Mittel zur Erarbeitung von – durch Wissenschaftler explizit als solche konstruierten – Modellen realer Kausalsysteme hilft der Praxisbegriff dabei, Auslassungen, begriffliche Unschärfen und andere Fehlerquellen zu vermeiden.

“Diese Arbeit beschreitet Neuland und macht Bourdieus Theorie der Praxis gekannt für das Feld der Kommunikationstheorie und -forschung nutzbar.”

*Prof. Dr. Franz Schultheis
Präsident der Fondation Bourdieu*

ISBN 978-3-89574-742-7



Götz Lange

Kommunikation als Praxis

Götz Lange

Kommunikation als Praxis

Kommunikationswissenschaftliche Potentiale
und Konsequenzen des Praxiskonzeptes
von Pierre Bourdieu



Verlag Dr. Köster
Berlin

Götz Lange

Kommunikation als Praxis

Kommunikationswissenschaftliche Potentiale
und Konsequenzen des Praxiskonzeptes
von Pierre Bourdieu

Wissenschaftliche Schriftenreihe Soziologie

Bd. 6

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung:

Lutz Krossa, unter Verwendung eines Entwurfes von Jennifer Schareina

1. Auflage Oktober 2010
Copyright 2010 Verlag Dr. Köster
10179 Berlin

Verlag Dr. Köster
Rungestr. 22-24
10179 Berlin

Tel. 030 76 40 32 24
Fax 030 76 40 32 27
info@verlag-koester.de

www.verlag-koester.de

ISBN 978-3-89574-742-7

*...der Logiker ist eben so,
daß ihm dies und das
in der Welt in die Quere kommt.*

Karl Bühler^I

*Ich habe den argen Verdacht,
daß das, was nach einem pauschalen
Abschmettern des Naturalismus übrig
bleibt, sozusagen das ist, wovon wir
mal als Philologen ausgegangen sind
— die Mystifikation der Wörter.*

Clemens Knobloch^{II}

*Was nenne ich »die Regel, nach der er
vorgeht«? — Die Hypothese, die seinen
Gebrauch der Worte, den wir beobach-
ten, zufriedenstellend beschreibt; oder
die Regel, die er beim Gebrauch der
Zeichen nachschlägt; oder, die er uns
zur Antwort gibt, wenn wir ihn nach
seiner Regel fragen? — Wie aber, wenn
die Beobachtung keine Regel klar er-
kennen läßt, und die Frage keine zu
Tage fördert? — Denn er gab mir zwar
auf meine Frage, was er unter »N« ver-
stehe, eine Erklärung, war aber bereit,
diese Erklärung zu widerrufen und ab-
zuändern. — Wie soll ich also die Re-
gel bestimmen, nach der er spielt? Er
weiß sie selbst nicht. — Oder richtiger:
Was soll der Ausdruck »Regel, nach
welcher er vorgeht« hier noch besagen?*

Ludwig Wittgenstein^{III}

Inhalt:

1.	Einleitung.....	9
2.	Pierre Bourdieus praxeologisches Paradigma.....	25
2.1	Zur Person Pierre Bourdieus.....	26
2.2	Bourdieu's Kritik der ‚scholastischen Vernunft‘	31
2.3	Der praxeologische Ansatz	44
2.4	Zum Verhältnis von Theorie und Praxis nach Bourdieu	53
2.5	Der Akteur in der Gesellschaft – Einlösung des	
	praxeologischen Anspruchs	55
3.	Der Habitus	61
3.1	Die Relevanz des Habituskonzepts für die Kommunikationsbetrachtung.....	62
3.2	Die Genese des Habituskonzepts.....	66
3.3	Der Habitus als Hervorbringer von Übereinstimmung und Unterschieden	68
3.4	Die Genese des Habitus	70
4.	Der Habitus als System von Schemata	79
4.1	Der Strukturbegriff des Strukturalismus nach Piaget	82
4.1.1	Ganzheit.....	85
4.1.2	Transformation	87
4.1.3	Selbstregelung.....	88
4.2	Das Schema bei Piaget.....	89

4.2.1	Piagets Arbeit in der aktuellen Diskussion	93
4.3	Das Schema bei Bourdieu.....	95
4.4	Praktische Schemata als Erzeuger der Logik der Praxis.....	98
5.	Was ist Praxis?.....	105
6.	Kommunikation und Kommunikationskultur.....	111
6.1	Kommunikationskultur, Sprache und Praxis	114
6.2	Einige Besonderheiten kommunikativer Systeme mit der Qualität einer Sprache	122
7.	Konsequenzen.....	127
7.1	Allgemeine Konsequenzen der Praxeologie für die Humanwissenschaften	129
7.2	Spezifische Konsequenzen der Praxeologie für die mit Kommunikation befassten Wissenschaften	131
7.3	Beispiel 1: Die strukturalistische Sprachwissenschaft nach Saussure	133
7.3.1	Die Vereinbarkeit mit der 1. praxeologischen Konsequenz ...	134
7.3.2	Die Vereinbarkeit mit der 2. praxeologischen Konsequenz ...	136
7.3.3	Die Vereinbarkeit mit der 3. praxeologischen Konsequenz ...	136
7.3.4	Die Vereinbarkeit mit der 4. praxeologischen Konsequenz ...	137
7.3.5	Die Vereinbarkeit mit der 5. praxeologischen Konsequenz ...	137
7.3.6	Die Vereinbarkeit mit der 6. praxeologischen Konsequenz ...	137
7.3.7	Zusammenfassende Bewertung	138
7.4	Beispiel 2: Die Sprechakttheorie nach Searle.....	139

7.4.1	Die Vereinbarkeit mit der 1. praxeologischen Konsequenz....	142
7.4.2	Die Vereinbarkeit mit der 2. praxeologischen Konsequenz....	143
7.4.3	Die Vereinbarkeit mit der 3. praxeologischen Konsequenz....	144
7.4.4	Die Vereinbarkeit mit der 4. praxeologischen Konsequenz....	144
7.4.5	Die Vereinbarkeit mit der 5. praxeologischen Konsequenz ...	145
7.4.6	Die Vereinbarkeit mit der 6. praxeologischen Konsequenz....	145
7.4.7	Zusammenfassende Bewertung	145
7.5	Beispiel 3: Die Konversationsanalyse	148
7.5.1	Die Vereinbarkeit mit der 1. praxeologischen Konsequenz....	151
7.5.2	Die Vereinbarkeit mit der 2. praxeologischen Konsequenz....	151
7.5.3	Die Vereinbarkeit mit der 3. praxeologischen Konsequenz....	152
7.5.4	Die Vereinbarkeit mit der 4. praxeologischen Konsequenz....	152
7.5.5	Die Vereinbarkeit mit der 5. praxeologischen Konsequenz....	153
7.5.6	Die Vereinbarkeit mit der 6. praxeologischen Konsequenz....	153
7.5.7	Zusammenfassende Bewertung	154
8.	Ausblick.....	159

Anhang:

Anhang 1: Motto Belege.....	163
Anhang 2: Literaturverzeichnis	164

1. Einleitung

Wir alle betreiben und erleben Kommunikation als praktisches Geschehen.

Wie Kommunikation aber tatsächlich funktioniert, das bleibt dem naiven Beobachter hinter der scheinbaren Evidenz und Problemlosigkeit des kommunikativen Geschehens verborgen.

Die der Kommunikation zugrundeliegenden Prozesse bleiben aber auch für den Wissenschaftler im Wesentlichen unbeobachtbar. Selbst die Instrumente der modernen Hirnforschung ändern daran wenig. Der Wissenschaftler, der sich nicht damit begnügen will Regeln aufzustellen, von denen er dann doch zugeben muss, dass die Akteure sie nicht kennen und ihnen daher allenfalls irgendwie ‚unbewusst‘ folgen, oder nur Regelmäßigkeiten zu konstatieren, ist darauf angewiesen, generative Modelle zu entwerfen. Modelle also, die klar benannte kausale Zusammenhänge annehmen, systematisieren und Ereignisse und Entwicklungen voraussagen helfen. Ein solches Modell ist das Habituskonzept von Bourdieu, das die logische Rahmung seines Praxiskonzeptes darstellt.

In der vorliegenden Arbeit möchte ich zeigen, dass sich dieses Konzept zur Beschreibung und Erklärung von Kommunikation nutzen lässt. Das Habituskonzept ermöglicht es, Kommunikation als individuelles, aber dennoch systematisches praktisches Geschehen zu verstehen. Der Wissenschaftler kann sich dadurch von idealen theoretischen Systemen, aber auch von aus dem Zusammenhang gerissenen Partikularbetrachtungen frei machen und die tatsächliche Funktionsweise empirischer Systeme untersuchen.

Weiterhin möchte ich Konsequenzen aufzeigen, die sich für die mit Kommunikation befassten Wissenschaften ergeben, wenn man die argumentativen Grundlagen dieser Konzepte anerkennt. Einige

der Konsequenzen erscheinen als so evident, dass man sich wundern kann, warum sie nicht allgemein berücksichtigt werden.

Bereits die Aussage, dass Theorien über Kommunikation die Praxis der Kommunikation in ihrer tatsächlichen Kausalität ins Zentrum zu stellen hätten, ist unter Fachleuten keineswegs selbstverständlich. Bei der Lektüre mancher Klassiker der Sprachwissenschaft etwa entsteht im Gegenteil der Eindruck, dass einiges getan wird, um die Frage nach der Praxis aus dem ‚eigentlichen‘ Gegenstand der Sprachwissenschaft auszuschließen.¹

Trotz zahlreicher Bestrebungen, die praktische oder handlungsbezogene Seite der Kommunikation einzubeziehen (und mit Karl Bühler gibt es hier zumindest einen Klassiker aufzuweisen) scheint diese Forderung noch lange kein wissenschaftlicher Allgemeinplatz zu sein. Und dort, wo der Aspekt der praktischen Kommunikation in seiner Bedeutung thematisiert wird, fehlt im Allgemeinen eine

¹ Saussure etwa schreibt:

„Die menschliche Rede [...] ist vielförmig und ungleichartig; [...] zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört sie außerdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen Gebiet an; sie läßt sich keiner Kategorie der menschlichen Verhältnisse einordnen, weil man nicht weiß, wie ihre Einheit abzuleiten sei. Die Sprache hingegen ist ein Ganzes in sich und ein Prinzip der Klassifikation. In dem Augenblick, da wir ihr den ersten Platz unter den Tatsachen der menschlichen Rede einräumen, bringen wir eine natürliche Ordnung in eine Gesamtheit, die keine andere Klassifikation gestattet.“ (Saussure 1967:11) Seine Konsequenz aus diesem Gedanken hat er an derselben Stelle schon vorweggenommen: „man muß sich von Anfang an auf das Gebiet der Sprache begeben und sie als die Norm aller andern Äußerungen der menschlichen Rede gelten lassen.“ (ebd., Fußnote und Hervorhebung getilgt)

Bühler weist (neben einigen kritischen Anmerkungen) auch auf die Stärke dieses Ansatzes hin: Dass nämlich die Sprache bei aller notwendigen Relativierung doch über genug Konstanz, Intersubjektivität und Eigengesetzlichkeit verfügt, um eine gesonderte Behandlung zu ermöglichen, gar zu fordern (Bühler 1965:57ff).

adäquate (oft sogar jegliche explizite) Definition von Praxis. Um dieses Problem in der Ausgangslage klar zu erfassen, muss man daher zwischen zwei Formen der Vernachlässigung von Praxis in der Theoriebildung unterscheiden: Dem (weitgehenden) Ausschließen der Praxis aus dem *Gegenstand* der Theoriebildung und der mangelnden Reflexion über die *Natur* von Praxis als solcher.

Der Ausschluss der Praxis aus dem Gegenstand der Theoriebildung wird beispielsweise von Saussure explizit begründet. Dieser vertritt die Auffassung, dass der Sprache (in Saussures Terminologie der ‚langue‘) der Vorrang vor dem Sprechen gebühre. Dass man die Sprache nur aus dem Sprechen heraus lernen und analysieren könne, sei eine rein chronologische Angelegenheit, während das Primat nach logischer Betrachtung bei der Sprache läge. Deren vorgängige Existenz sei Voraussetzung dafür, dass überhaupt eine Sprache erlernt werden könne (Saussure 1967:22f).²

Letzterem ist freilich nicht zu widersprechen. Eine Berechtigung zur Vernachlässigung der Praxis ergibt sich daraus jedoch nicht, da der individuelle Spracherwerb in der Praxis eben nicht zu einer passiven Aufnahme der kollektiven Sprache, sondern zur Erarbeitung einer individuellen Variante derselben führt.³ Die Kenntnis der verwendeten ‚Sprache‘ im Sinne der von Linguisten definierten Hoch-

² Ein Punkt, auf den auch Bourdieu in Bezug auf Saussure kritisch hinweist (Bourdieu 1999:57f). In derartigen Spaltungen sieht Bourdieu die Ursache aller Schwierigkeiten der ‚Strukturalismen‘ (62).

³ Das findet sich beispielsweise schon bei Jakobson (Jakobson 1969:8). Wenn man Sprache, diesem Gedanken folgend, nicht als einheitliches System, sondern als Zusammenspiel individueller, sozial strukturierter Sprachkompetenzen begreift, wird darüber hinaus klar, dass sich ‚die Sprache‘ (äquivalentes gilt natürlich für Kommunikationskultur insgesamt) mit dem Wandel der individuellen Sprachkompetenzen ebenfalls wandelt. Dies stellt sich dar als exemplarischer Fall des allgemeinen Zusammenspiels von gleichzeitig strukturierten und strukturierenden Strukturen, auf das im weiteren Verlauf der Arbeit verschiedentlich zurückgekommen wird.

sprache (oder des Dialektes) reicht daher zum vollen Verständnis einer Sprechhandlung nicht aus.

Jedes Kommunikations- oder Sprechereignis während der gesamten Erwerbs- und Anwendungsgeschichte⁴ ist vielmehr in eine ebenfalls geschichtlich fundierte Situation eingebettet und bezieht von dieser einen wesentlichen Teil seiner Bedeutung.⁵ Wenn die konkreten expressiven und interpretativen Praktiken aus dem komplexen Zusammenwirken von strukturiertem Habitus und strukturierter Situation entstehen, lässt sich die Bedeutung konkreter kommunikativer Ereignisse nur unter Berücksichtigung der Erwerbsgeschichten der ihnen zugrundeliegenden kommunikativen Fertigkeiten völlig verstehen, die in der aktuellen Situation⁶ stets in Form ihres Ergebnisses präsent sind.⁷ Daher ist auch jeder Definitionsversuch seinerseits situativ eingebettet und eine situationsunabhängige Bedeutung kommunikativer Mittel kann es nicht geben. Eine fixe unbezweifelbare intersubjektive Bedeutung kommunikativer Mittel ist deshalb unmöglich und Kommunikation wird grundsätzlich ‚fallibel‘ (Ungeheuer 1985:320).

Damit aber nicht genug. Weil die Erwerbsgeschichte nur in Form eines Ergebnisses in der Gegenwart präsent ist (dieses aber nicht in Form eines vollständig reflektierten Konzepts), nicht in der einer expliziten Kenntnis des Geneseprozesses (und das gilt nicht nur für die eigentlich kommunikativen Fertigkeiten, sondern auch für die sie

⁴ Wobei Erwerbs- und Anwendungsgeschichte nach der Argumentation dieser Arbeit nicht zu trennen sind.

⁵ Zu ähnlichen Ergebnissen kommen u.a. auch Herrmann (Herrmann 1982:20f), Scherer (Scherer 1984), Ungeheuer (Ungeheuer 1983:22ff) und Bühler (Bühler 1965:51ff).

⁶ Unter einer ‚Situation‘ verstehe ich im Rahmen dieser Arbeit die Gesamtheit der aktuell in relevanter Weise interpretierten Anzeichen, einschließlich deren über die aktuelle Situation hinausreichenden Anteilen.

⁷ Die ausführliche Herleitung dieser Aussage ergibt sich aus den Ausführungen im Hauptteil dieser Arbeit; vor allem denen in den Kapiteln 3.4, 4.3, 4.4 und 6.

in Erwerb und Anwendung fundierender Anteile wie Motivation und Wahrnehmungsschemata), unterliegt der Kommunikationsprozess in Auslösung, Zweck und Ablauf nicht völlig dem Zugriff des Bewusstseins.

Wer also die Praxis aus einer Untersuchung von Kommunikation ausschließt, beraubt sich der Möglichkeit, das kommunikative Geschehen wirklich zu verstehen.

Aber auch da, wo die Praxis nicht aus dem Gegenstand der Theoriebildung ausgeschlossen wird, folgt daraus selten eine Reflexion über die Natur von Praxis als solcher.

Wenn etwa Searle, der sich als Sprechakttheoretiker und Philosoph der ‚normalen Sprache‘ wohl eher zu den praxisbezogenen Denkern rechnen dürfte, wieder und wieder betont, dass die Sprecher Regeln folgten (Searle 1973), erklärt, „daß man alles, was man meinen kann, auch sagen kann“ (32) und Eigenschaften der alltäglichen Sprache wie Vagheit und Unvollständigkeit von Aussagen als theoretisch unwichtig klassifiziert (36), kommt der Eindruck auf, dass hier Sprachverwender als Sprachphilosophen gedacht sind, die theoretische Probleme lösen.⁸ Warum aber begehen und akzeptieren die Sprecher diese Vagheiten und Unvollständigkeiten wieder und wieder, anstatt (wie Sprachphilosophen) an Mitteln zu arbeiten, diese ‚Mängel‘ zumindest zu minimieren? Wenn das empirische Geschehen sich so hartnäckig weigert, sich nach den Erfordernissen der Theorie zu richten, müsste eigentlich die Theorie entsprechend angepasst werden, anstatt dass man die unpassenden Befunde aus dem Gegenstand der Untersuchung herausdefiniert. Und wenn sich aus den Prinzipien, nach denen die Theorie aufgebaut ist, keine adäquate Erklärung des Geschehens konstruieren lässt, wird schließlich deutlich, dass dieser Theorie des aktiven Sprechens keine

⁸ Geradezu pikant wird dies, wenn Searle als Beispiel eine Hexenverfolgung zu einem Problem fehlerhaften (hier: verworrenen und nicht empirischen) Sprachgebrauchs macht (Searle 1973:22).

hinreichende Theorie der Praxis des Sprechens zugrunde liegt. Um die durch keinen Grad von Bildung zu beseitigenden Phänomene sprachlicher ‚Mängel‘ zu erklären, müsste man entweder den Sprechern Bösartigkeit (oder wenigstens Inkompetenz in Bezug auf ihre eigene Muttersprache) unterstellen, oder aber akzeptieren, dass Sprache kein Logik-Spiel ist.

Ein ähnliches Problem zeigt sich bei Zimmer, der in seinem Buch über ‚Spracherwerb, Sprachentstehung und Sprache & Denken‘ (Zimmer 1986) den linguistischen und psychologischen Kenntnisstand zu diesem Gegenstand pointiert zusammenfasst. Zimmers vom Charakter her eher populärwissenschaftlichem Buch würde hier keine ausführliche Diskussion zukommen, wäre es nicht ein ideales Beispiel, um die Probleme zu verdeutlichen, denen diese Arbeit Abhilfe zu schaffen hofft.

Zimmer räumt durchaus ein, dass Kinder keine explizite Kenntnis von grammatischen Regeln haben (17). Gleichzeitig spricht er aber anscheinend völlig bedenkenlos davon, dass das Kind beim Spracherwerb induktiv-generalisierend und deduktiv-hypothetisch Regeln aufstelle, teste, verwerfe, verfeinere usw. (12f). Wie es das tut und was das heißt lässt Zimmer jedoch offen. Da hilft es auch nicht weiter, wenn er mit Chomskys in den Genen eingeschriebener ‚generativen Universalgrammatik‘ argumentiert.⁹ Denn wie diese genetischen Anlagen wirken und in der von ihnen gesteuerten ‚Reifung‘ der kommunikativen Fähigkeiten mit dem ‚Input‘ von außen (der nicht geleugnet wird (15f)) zusammenspielen, wird nicht thematisiert. Zimmer bringt hier das Kunststück fertig, erst klar-

⁹ Aus Anlass mangelnder Erfolge bei der Anwendung der Transformationsgrammatik im Sprachunterricht kommt aber auch Zimmer zu dem Schluss, dass die „Transformationsgrammatik [...] bestenfalls ein theoretisches Modell des Grammatikwissens [ist], das ein Sprecher anwendet; sie beschreibt jedoch nicht die psychologischen Mechanismen, mit deren Hilfe Sprache erworben und tatsächlich hervorgebracht wird.“ (Zimmer 1986:56).

zustellen, dass das Kind über keine explizite Sprachkenntnis verfügt, und ihm dann in der Beschreibung jedes Lernschrittes implizit wieder die Haltung eines Grammatikers unterzuschieben, der versucht, eine fremde Sprache zu entschlüsseln.¹⁰ An einer Stelle etwa schreibt Zimmer (Es geht hier um einen Säugling): „In der Zeit, da sich die Grundlagen der Sprachartikulation einstellen, *wird dem Kind auch klar*, daß einzelnen Reihen von Sprachlauten einzelne Bedeutungen zugeordnet sind“ (Zimmer 1986:30, Hervorhebungen G.L.).¹¹ Man muss nicht einmal auf den hier noch nicht überwundenen Atomismus verweisen, um zu sehen, dass eine solche Beschreibung die Funktionsweise des kindlichen Lernprozesses nicht adäquat erfassen kann. Was sich bei Zimmer zeigt, ist ein in der Praxis des Theoretisierens grundlegendes Problem: Die Vernachlässigung der Frage nach der Kausalität,¹² die sich hinter der mangelnden Problematisierung des Regelbegriffs verbirgt. Wenn nicht geklärt ist, ob mit dem Wort ‚Regel‘ eine Regelmäßigkeit, eine Norm, ein Modell oder eine der empirischen Welt selbst inwohnende Kausalität gemeint ist, besteht die Gefahr, dass diese Bedeutungen unreflektiert miteinander vermischt werden, was dann wahrscheinlich zu inadäquaten Schlüssen führt. Wohin solche Denkweisen führen können zeigt sich, wenn Zimmer wenig später allen Ernstes die Möglichkeit diskutiert, im Spracherwerb die Lernenden die ‚natürliche Folge‘ (54) der Lernschritte eines Kleinkindes (also Ein-Wort-Sätze, Zwei-Wort-Sätze etc. Wollte man hier

10 Tatsächlich ließe sich kaum ein besseres Beispiel für die von Bourdieu kritisierte Neigung der Objektivisten finden, dem Beobachteten die Haltung eines Beobachters unterzuschieben, der Praktiken mit dem Interesse eines Wissenschaftlers betrachtet, also um sie zu verstehen, statt mit dem eines Akteurs, der sie ausübt, um zu leben (Bourdieu 1999:59).

¹¹ Mit einer ähnlichen Formulierung zitiert Zimmer auch den Linguisten Felix (Zimmer 1986:15).

¹² Oder, mit den Worten Piagets: „die zentrale Frage [ist] die nach dem inneren Mechanismus eines jeden Konstruktivismus.“ (Piaget/Inhelder 1972:157)

konsequent sein, müsste man gar die Einbeziehung der Lallphase fordern.) nachvollziehen zu lassen (ebd.) – als hätte diese keine andere Funktion und keine andere Ursache, als ein besonders intelligenter Weg zum Erwerb einer Sprache zu sein. Dieser Formalismus ist umso unverständlicher, weil sich wesentliche Ansätze zur Lösung des Problems in dem selben Buch finden: Beispielsweise betont Zimmer, dass Sprache nur über ihre Verwendung gelernt wird (22f) und verweist auf Studien, die belegen, dass die ersten kindlichen Lautäußerungen Teile von Handlungen (32) oder, in der Terminologie von Piaget, Teile komplexer ‚Handlungsschemata‘ (ebd.) sind. Hier könnten sich Überlegungen darüber anschließen, warum und in welcher Weise Praxis die Konstitution von Bedeutung beeinflusst und warum eigentlich Kinder eben nicht sprechen lernen, wenn sie (etwa durch einen Fernseher) Sprachlauten nur passiv ausgesetzt sind (22). Auch auf die Frage, warum Kinder sowenig mit Metadiskursen zur Korrektur ihrer Sprachprodukte anfangen können (21f), ließe sich aus dieser Perspektive neues Licht werfen. Zimmer jedoch verbleibt bei einer rein formalen Beschreibung scheinbar grundlos systematischer Phänomene. Dass Zimmer mit diesem Problem nicht alleine steht, wird die Diskussion beispielhafter Ansätze in Kapitel 7 zeigen.

Es stellt bereits einen deutlichen Fortschritt dar, wenn man mit dem Psychologen und Kommunikationswissenschaftler Karl Bühler die Feststellung an den Anfang stellt, dass die Sprache ein ‚Organon‘ sei (Bühler 1965:24ff), ein Mittel zum Zweck.¹³ Vermittelt über die Notwendigkeiten des praktischen Lebens lässt sich damit zu

¹³ Auch wenn Bühler an dieser Stelle als ‚Zweck‘ im Wesentlichen die Mitteilungsabsicht benennt, ist nicht zu verkennen, dass der Mitteilungszweck dabei immer mitgedacht ist. Dies wird bereits deutlich in ‚Die Krise der Psychologie‘ (Bühler 1978:33ff), und zieht sich recht konstant durch das Gesamtwerk, beispielsweise auch in seiner Diskussion des ‚empraktischen Redens‘ (Bühler 1965:155ff).

einer zumindest ansatzweise kausalen Betrachtung kommen. Sobald man die Sprache dann, folgerichtig, von diesem Zweck aus zu begreifen sucht, läuft man allerdings Gefahr, die Frage nach der Souveränität des Akteurs über Zweck und Mittel zu unterschlagen oder als geklärt vorauszusetzen, die hier doch erst gestellt werden muss. Zu einer fundierten Untersuchung von Sprache gehört jedoch die Auseinandersetzung mit dem Problem, wie sich der Akteur, sein Mittel und der Zweck zueinander verhalten, was es heißt, einen Akt auszuüben, kurz: Eine adäquate Untersuchung von Sprache (und auch von Kommunikation im Allgemeinen) erfordert die Entwicklung eines adäquaten Praxisbegriffs. Erst wenn diese Aufgabe in die Forschung einbezogen wird, erhält die Forderung, die Sprache aus ihrem Gebrauch heraus zu untersuchen, ihr volles Potential.

In dieser Arbeit betrachte ich Kommunikation als praktisches Geschehen und lege der Untersuchung den Praxisbegriff von Bourdieu zugrunde, den herauszuarbeiten die erste große Aufgabe der Arbeit sein wird. Der Praxisbegriff von Bourdieu bietet mit seinem theoretischen Rahmen eine Lösung für die oben ausgeführten Probleme an. Als Mittel zur Erarbeitung von durch Wissenschaftler explizit als solche konstruierten Modellen realer Kausalsysteme hilft er, Doppeldeutigkeiten und intellektuelle Selbstüberschätzungen zu vermeiden, wie sie humanwissenschaftliche Arbeiten oft kennzeichnen.

Die Betrachtung von Kommunikation als Praxis im Sinne Bourdieus impliziert einen Versuch, Kommunikation ‚von unten‘, also aus den tatsächlichen Kommunikationsereignissen heraus, zu verstehen. Diese sollen ihrerseits aus der individuellen Entstehung der jeweiligen Kommunikationsfähigkeiten in Verbindung mit einer angemessenen Situationsdefinition heraus begriffen werden.

Wenn ich hier das Gewicht auf die individuelle Aneignung und Ausübung lege, so folgt daraus jedoch keine Unterschlagung des Charakters von Kommunikation als sozialem und geregelterm Ge-

schehen. Im Gegenteil begreife ich diesen als notwendige Voraussetzung von Kommunikation und unhintergehbaren Teil der objektiven Bedingungen derselben. Eine deutliche Differenz besteht allerdings zu Ansätzen, die die soziale Institution Kommunikation als etwas darstellen, das unabhängig von einzelnen Akteuren gegeben ist. Die Institution Kommunikation kann der hier vertretenen Auffassung nach nicht passiv empfangen werden.¹⁴ Das System wird der Argumentation dieser Arbeit zufolge immer nur durch konkrete Interaktionsprozesse zwischen den Akteuren und ihrer Umwelt für den jeweiligen Akteur wirksam. Die im Interaktionsverlauf gegenwärtige (freilich in gewissem Sinne dennoch präexistierende) Struktur der kommunikativen Umwelt¹⁵ strukturiert dabei die erworbene Kommunikationsfertigkeit des Akteurs. Da Kommunikation beides erfordert – individuelles Ereignis und soziale Institution – gehört auch beides zu einer Untersuchung von Kommunikation.

Kommunikation wird in dieser Arbeit als eine Variante der allgemeinen menschlichen Praxis begriffen, die sich durch bestimmte besondere Eigenschaften gegenüber anderen Formen von Praxis auszeichnet, ohne dadurch jedoch den grundsätzlichen Charakter von Praxis zu verlieren. Der Begriff der Kommunikation soll dabei die Gesamtheit menschlicher Koorientierungstätigkeiten¹⁶ umfassen, sowohl der sprachlichen als auch der außersprachlichen.

¹⁴ Wie dies beispielsweise Saussure unterstellt, wenn er schreibt: „Die Sprache [...] ist das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert“ (Saussure 1967:16). Dies gilt nach Saussure für die gesamte Sprachgemeinschaft: „In Wahrheit hat keine Gemeinschaft die Sprache je anders gekannt denn als ein von den früheren Generationen ererbtes Produkt, das man so, wie es war, zu übernehmen hatte.“ (84)

¹⁵ Die nicht zu verwechseln ist mit einem in sich widerspruchsfreien Gesamtsystem von Charakter der ‚langue‘.

¹⁶ Dieser etwas sperrige Begriff wird hier verwendet, um möglichst wenig störende Implikationen über die Natur dieser Tätigkeiten mit hinein zu nehmen, etwa bezüglich des Grades von Bewusstheit, Intentionalität, Zielorientierung

An dieser Stelle gilt es zudem, einen begrifflichen Mangel zu beheben:

„Kommunikation“ ist eine Tätigkeit, „Kommunikationsfähigkeit“ eine individuelle Ausformung einer sozialen Kompetenz. Im spezielleren Bereich der Sprache steht dem Autor die Trias „Sprechen“, „Sprechfertigkeit“ und eben „Sprache“ zur Verfügung. Um von dem der Kommunikation zugrundeliegenden System von Mitteln der Koorientierung in ähnlich prägnanter Weise schreiben zu können, führe ich hier den Begriff der „Kommunikationskultur“ ein. Dieser soll alles umfassen, was eine „Kommunikationsgemeinschaft“ (im Sinne einer „Sprachgemeinschaft“, also bestimmt durch weitgehend gemeinsame kommunikative Mittel) an Mitteln zur Kommunikation bereitstellt, einschließlich der individuellen und sozialen Verteilung derselben, aber mit der Behauptung, dass diese insgesamt über Systemcharakter und Eigendynamik verfügen. Der Begriff der Kommunikationskultur schließt dabei naturgemäß den der Sprache ein.

Der Sprache, als dem am weitesten entwickelten Teil menschlicher Kommunikationskultur, widme ich allerdings eine gesonderte Betrachtung. Sprache behandle ich dabei als Spezialfall, jedoch wie gesagt als Teil des Ganzen menschlicher Kommunikationskultur. Ohne die außersprachlichen Aspekte der Kommunikation, davon möchte ich mit Blick auf die entwicklungspsychologischen Erkenntnisse (Zimmer 1986:22ff) ausgehen, würden Menschen niemals zur Sprache kommen, und auch Menschen mit entwickelter Sprechfertigkeit kommen bei der Sprachverwendung ohne Außersprachliches kaum aus.¹⁷ Die Untersuchung allgemeiner menschlicher

usw. Er sei als Paraphrase dessen verstanden, was Bühler als „gegenseitige Steuerung des sinnvollen Benehmens der Gemeinschaftsglieder“ (Bühler 1978:50, Hervorhebung getilgt) bezeichnet.

¹⁷ Wobei Bedeutung und Charakter des Außersprachlichen freilich variieren können – etwa zwischen schriftlicher und mündlicher Kommunikation.

Kommunikation und Kommunikationskultur in dieser Arbeit dient daher auch als Grundlage der Untersuchung sprachlicher Kommunikation.

Zur Bestimmung und Abgrenzung von Sprache und Kommunikationskultur beziehe ich mich auf die Arbeiten von Karl Bühler, der gezeigt hat, dass sich menschliche Sprache durch bestimmte entscheidende Aspekte (namentlich die Selbstproduktion der Kommunikationsmittel, sowie die flexible Zuordnung derselben zu den Dingen und Sachverhalten) von allen anderen Formen und Bestandteilen menschlicher und tierischer Kommunikationskultur unterscheidet (Bühler 1978:47ff).

Neben den bereits ins Zentrum gestellten Theoretikern Bourdieu und Bühler kommt für diese Arbeit besonders dem Werk von Piaget wesentliche Bedeutung zu, welches sich als Grundlage für Bourdieus Habituskonzept verstehen lässt. Piaget ist es, der mit seinem Schemabegriff die Basis für die treffendere und auch kausal schlüssigere Beschreibung von Praxis liefert, die Bourdieu im Habitusbegriff zu einem auch soziologisch anschlussfähigen Gesamtkonzept entwickelt (Lizardo 2004),¹⁸ welches schließlich, wie im Kapitel 6 dieser Arbeit gezeigt wird, auch soziale Institutionen wie Sprache und Kommunikation zu erklären vermag. Die naheliegende, erstaunlicherweise aber recht neue, Erkenntnis, dass Bourdieu den Schemabegriff sowie den Strukturbegriff Piagets verwendet, eröffnet die Möglichkeit einer wesentlich präziseren und besser fundierten Anwendung des bourdieuschen Habitusbegriffs und damit eines genaueren Verständnisses der Erzeugung von Praxis im Sinne von Bourdieu.

¹⁸ Bereits Piaget hatte in Richtung einer soziologischen Anschlussfähigkeit seiner Arbeit vorgedacht (Piaget 1995).

Mit Bourdieu und Piaget stützt sich diese Arbeit auf zwei Autoren, die, obgleich sie selten zusammen erwähnt werden, viel verbindet.¹⁹ Beide ordneten ihre Theorie dem ‚genetischen Strukturalismus‘ zu (Bourdieu 1989a:34f; Bringuier 2004:69) beide haben ihr theoretisches Werk auf umfangreiche empirische Arbeit gegründet, ohne dabei die theoretische Reflexion aus den Augen zu verlieren, beide haben ihr Denken nicht von Fächergrenzen beschränken lassen und beide haben sich vor dem Hintergrund ihrer Bemühungen, philosophische Fragen empirisch zu beantworten, intensiv und sehr kritisch mit der Philosophie ihrer Zeit auseinandergesetzt.

Diese Gemeinsamkeiten führe ich nicht an, um zu suggerieren, dass es keine wichtigen Differenzen zwischen beiden gäbe. Zusammen mit der zeitlichen und sprachlichen Nähe der Autoren zueinander, der immensen Bedeutung Piagets (als des Älteren), besonders im französischsprachigen Raum (Lizardo 2004:382), und dem Wunsch Bourdieus, sich durch Beschäftigung mit Empirie ‚vom falschen Glanz der Philosophie [zu] befreien‘ (Bourdieu 2002:49), soll diese Aufzählung aber die Bedeutung plausibel machen, die Piaget meiner Auffassung nach für Bourdieu hatte. Im Detail gehe ich darauf (soweit für diese Arbeit relevant) in Kapitel 4 ein. Da dieser Aspekt, der aktuellen Sekundärliteratur nach zu urteilen, nicht allgemein bekannt ist, weise ich außerdem bei der Darstellung der Theorie Bourdieus immer wieder auf Parallelen zu Piaget hin, die in Ihrer Summe etwaige Zweifel ausräumen sollten.

¹⁹ Weniger deutlich, aber ebenfalls nicht zu leugnen ist die Verbindung zu Bühler. Piaget hat Bühler als Psychologen gelesen, und sich darüber hinaus gründlich mit für Bühler wichtigen Ansätzen wie der Gestalt- und Denkpsychologie beschäftigt (Piaget 1947, 1973a). Die ‚kybernetischen‘ Ansätze bei Bühler, die vor allem von Ungeheuer herausgestellt wurden (Ungeheuer 2005; Rohracher 1978), fördern zudem die Anschlussfähigkeit in Bezug auf strukturtheoretische Arbeiten wie die von Piaget, aber auch von Bourdieu. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass Bourdieu an einer Stelle ausdrücklich von sozialen ‚Gestalten‘ spricht (Bourdieu 1985:20).

Eine systematischere Zusammenstellung solcher Verbindungen findet sich in einem Aufsatz von Omar Lizardo zu diesem Thema (Lizardo 2004:383ff).

Die folgende Arbeit soll nun weder beweisen, dass Kommunikationskultur eine tätige Seite hat (dies wird vorausgesetzt), noch möchte ich mich an der Debatte um sinnvolle Begriffswahl oder –abgrenzung beteiligen. Die hier verwendeten Definitionen sind pragmatisch und letztlich provisorisch ausgewählt. Sie dienen der Verständigung in Bezug auf den Gegenstand der Arbeit, nicht mehr.

Mein Anliegen ist, zu zeigen, wie sich der von Bourdieu entwickelte Praxisbegriff auf Kommunikation anwenden lässt, und welche Konsequenzen sich daraus für die in der einen oder anderen Hinsicht mit menschlicher Kommunikation befassten Wissenschaften ergeben. Inwiefern bei einer Betrachtung von Kommunikation als Praxis viele Forschungsfragen anders gestellt werden müssen, werde ich an drei Forschungsrichtungen (Der strukturalistischen Linguistik nach Saussure, der Sprechakttheorie nach Searle und der Konversationsanalyse) im siebten Kapitel beispielhaft demonstrieren.

Um diese Konsequenzen ziehen zu können ist es notwendig, zunächst das theoretische Instrumentarium Bourdieus in einigen für die Problemstellung relevanten Aspekten gründlicher herauszuarbeiten, als dies in der deutschsprachigen Literatur bislang geschehen ist.

Die Grundlage der Argumentation bildet das praxeologische Paradigma, das als wissenschaftstheoretische Grundposition Bourdieus den Hintergrund aller seiner Aussagen bildet. Dieses wird in Kapitel 2 ausgeführt. Darauf baut in den Kapiteln 3 und 4 eine ausführliche Erörterung verschiedener Aspekte des Habitus auf, welcher nach Bourdieu als Erzeuger der Praxis fungiert. Die tatsächliche Praxis, das zeigt Bourdieu, genügt den Ansprüchen von ‚Top-Down‘ Theorien, wie sie auch in der strukturalistischen Linguistik gängig sind, nicht, und zwar in dem Sinne, dass die *Logik der Praxis* eine

situativ abhängige Logik ist, die sich nicht in ein einheitliches, widerspruchsfreies System pressen lässt.

Eine ausführlichere Bestimmung von Praxis nach Bourdieu lege ich in Kapitel 5 dar, wobei ich auch den in Bezug auf Bourdieu in der deutschsprachigen Diskussion kaum beachteten Aspekt der Ganzheitlichkeit von Praxis thematisiere.

Auf Basis dieser Fundierung führe ich dann in Kapitel 6 die theoretischen Bestimmungen von Kommunikationskultur und Sprache aus, um dann den Praxisbegriff darauf anzuwenden.

In Kapitel 7 fasse ich die Konsequenzen des bis dahin erarbeiteten für die mit Kommunikation befassten Wissenschaften zusammen und demonstriere deren Bedeutung an den drei genannten, beispielhaft ausgewählten, Theorien.

Das Kapitel 8 schließlich ist dem Ausblick auf sich daraus ergebende Perspektiven gewidmet.

2. Pierre Bourdieus praxeologisches Paradigma

Die ‚Praxeologie‘ ist ein Komplex wissenschaftstheoretischer Grundannahmen, die die Basis von Bourdieus Argumentationen bilden. Ohne ein zumindest oberflächliches Verständnis dieses Paradigmas lässt sich kaum eine Aussage Bourdieus in ihrem vollen theoretischen Gehalt verstehen. Da ich mir die praxeologische Argumentation für diese Arbeit zueigen mache, muss sich darüber hinaus jedes wissenschaftliche Ergebnis, das in diese Eingang findet, daran messen lassen, inwiefern es ihren Anforderungen genügen kann.

Diese Darstellung mit biografischen Details seines Entwicklers einzuleiten ist sicher nicht zwingend, aber aus dem Paradigma selbst heraus naheliegend. Wie Bourdieu zu Beginn seines ‚soziologischen Selbstversuches‘ schreibt: „Verstehen heißt zunächst das Feld zu verstehen, mit dem und gegen das man sich entwickelt.“ (Bourdieu 2002:11)

Einem ähnlichen Gedanken folgt die Darstellung von Bourdieus Kritik an den etablierten Paradigmata, die letztlich darauf hinausläuft, die Entwicklung von Bourdieus Denken aus seiner Auseinandersetzung mit der Wissenschaft, und allgemein der intellektuellen Situation, seiner Zeit nachvollziehbar zu machen, und einige der Konsequenzen daraus zusammenzufassen.

Dass die Praxeologie tatsächlich ein neues Paradigma ist, und eine Überschreitung (keine Negation) der vorherigen wissenschaftstheoretischen Positionen im Sinne eines Fortschritts darstellt, ist die These des dritten Unterkapitels.¹

¹ Wobei nicht unterschlagen werden soll, dass sich viele Gedanken, die in diesem Kapitel als Errungenschaften der Praxeologie dargestellt werden, zumindest im Ansatz bereits bei Weber finden, auf den Bourdieu sich ja auch explizit bezieht. Insbesondere sind hier die Bedingtheit des Forschers als

Die Unterkapitel vier und fünf sollen einen Ausblick auf die Konsequenzen in Bourdieus Theorie geben.

2.1 Zur Person Pierre Bourdieus

Auch wenn Analysen des Werdegangs eines Wissenschaftlers nichts am argumentativen Gehalt seiner Aussagen ändern, sei hier einleitend kurz die persönliche Situation dargestellt, aus der heraus Bourdieus Arbeiten entstanden. Vielleicht trägt die Erinnerung an Bourdieus geistigen und sozialen Hintergrund doch zum Verständ-

Träger von Kultur, die Bedeutung konkreter (anstatt schematischer) Kausalzusammenhänge und besonders der Charakter der sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung zu nennen. Man vergleiche hierzu vor allem Webers Aufsatz über ‚Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis‘ (Weber 1968:146-214) (das Buch wird übrigens von Bourdieu in ‚Sozialer Sinn‘ zitiert (Bourdieu 1999:118)). Selbst macht Bourdieu diese Verbindung unter anderem im Gespräch mit Franz Schultheis deutlich, wo er die Bedeutung Webers für seine Arbeit in Algerien hervorhebt (Schultheis 2007:137f). An anderer Stelle spricht Bourdieu Weber den Verdienst zu, die materialistische Denkweise auf Bereiche ausgeweitet zu haben, die Marx vernachlässigt habe, indem er „eine materialistische Ökonomie der kulturellen, religiösen und künstlerischen Praktiken betrieb“ (Bourdieu 1989a:9) und bezeichnet seine eigene Arbeit als Weiterführung dieses Projektes (ebd.). Eine Auflistung weiterer Bezüge zu Weber findet sich in einem Aufsatz von Miller (Miller 1989:197f).

Weiterhin ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen, dass sich unabhängig von Bourdieus Arbeit (und von ihm zunächst unbemerkt (Schultheis 2007:36f)) mit der ‚Grounded Theory‘ in den USA ein anderes Paradigma entwickelt hat, welches in ähnlicher Weise dem in den Sozialwissenschaften bis dahin vorherrschenden hypotetisch-deduktiven Paradigma widerspricht, indem es Theoriebildung und empirische Forschung miteinander verbindet. Ein vergleichbar großes Gewicht auf kritischer Selbstobjektivierung des Forschers findet sich dort jedoch nicht (Glaser/Strauss 2005).

nis seiner Argumente bei. Er selbst jedenfalls ist dieser Überzeugung, wie sein letztes Buch, ‚Ein soziologischer Selbstversuch‘ (Bourdieu 2002) deutlich macht.

Tatsächlich handelt es sich dabei nicht um eine narzisstische Anwendung, sondern um eine folgerichtige Konsequenz aus seiner Theorie. Den Forscher in die Reflexion seiner Ergebnisse einzu beziehen, ist eins der zentralen Anliegen Bourdieus (siehe Kapitel 2.2 und 2.3). Ohne eine Biografie Bourdieus präsentieren zu wollen, sei also kurz an einige Details aus seinem geistigen und sozialen Werdegang erinnert.

Bourdieu Lebensweg stellt sich, und das ist vielleicht schon das wichtigste, dar als eine Geschichte von Brüchen und Entwurzelung. Tatsächlich hatten bereits seine Eltern die Erfahrung einer ‚Entbäuerlichung‘ zu verkraften (Schultheis 2007:19ff; Bourdieu 2002: 95ff). Diese sozialen Brüche bilden den Erfahrungshintergrund, vor dem Bourdieu später, mit philosophisch geschultem Geist, seine theoretischen Brüche ins Werk setzt. Es wäre müßig, hier sämtliche Brüche einzeln auflisten zu wollen. Zwei jedoch verdienen fraglos Erwähnung: Bourdieus Weg aus der Provinz ins Zentrum des französischen Geisteslebens, und der von dort in die bittere Realität des Algerien-Krieges.

Bourdieu war als Kind (links-)politisch interessierter Kleinbürger aus der Provinz (Bourdieu 2002:95ff) an die *École normale supérieure* gekommen, eine Institution, die ihren Studenten als philosophische Elite Schule „mit zwanzig Jahren per Dekret alle Rechte und Pflichten eines Genies“ (Bourdieu 2002:32) verlieh.

Auf diesem Olymp der französischen Philosophie wurde er jedoch nicht wirklich heimisch (Bourdieu 1989a:36; 1993:75; 2002:113ff). Bereits hier bekam Bourdieu zu spüren, was es heißt, nicht über die Selbstverständlichkeiten einer Gesellschaft zu verfügen, in die man eben ‚hineingeboren‘ sein muss (Bourdieu 1998: 143ff). Nichtsdestoweniger barg diese Welt für ihn einiges an

Faszination und auch an Möglichkeiten. So verließ er die Universität als Bildungsbürger mit besten Kontakten und der berechtigten Hoffnung auf eine entsprechende Karriere.² Auch wenn Bourdieus Verhältnis zu diesem Feld vielleicht nie frei von Zwiespältigkeiten war, beförderte erst seine (als Bestrafung gedachte, und zunächst auch so empfundene) Entsendung als Soldat in den Algerien Krieg den entscheidenden Bruch, der ihn zu einer ‚entzauberten‘ Sicht der Intellektuellen führte (Schultheis 2007:18; Bourdieu 2002:45f).

Für seine kritische (und selbstkritische) Auseinandersetzung mit dem intellektuellen Selbstbild stellte Sartre, dem er in dieser Zeit einen enormen Einfluss zuschreibt (Bourdieu 2002:17), eine exemplarische Gestalt dar, an dem er beispielhaft sowohl seine Kritik, als auch seine Verteidigung des Intellektualismus entfaltet (30ff).

Dass die Begegnung mit dem Elend in Algerien für Bourdieu in einer Vollendung seines Bruchs mit dem Dünkel des Intellektuellen mündete, ist freilich nicht zwangsläufig, sondern wiederum dem von ihm persönlich bis dahin zurückgelegten Weg geschuldet, den Umständen seines Eintreten in das Feld, deren Bedeutung er in verschiedensten Zusammenhängen betont (Schultheis 2007:13; Bourdieu 2002:45f; 1999:113f). Eine wichtige Rolle spielte für Bourdieu der verinnerlichte Drang, sich nützlich zu machen (Bourdieu 2002:47f), zu dieser Zeit verbunden mit dem Schuldgefühl, „den Müßiggang junger Bürgersöhne geteilt zu haben“ (Bourdieu 2002:47). Bereits seine ersten Arbeiten in Algerien waren derart motiviert, und dies setzt sich fort in seinen Karriereentscheidungen und in seinem Bemühen, der gesellschaftlichen Verantwortung eines Intellektuellen gerecht zu werden (47f). Insgesamt macht dies Bourdieus Abkehr von der reinen Philosophie, und auch sein Bemühen, die

² Um dies zu belegen genügt es, einige Stellen aus ‚Ein soziologischer Selbstversuch‘ (Bourdieu 2002) aufzuzählen. Z.B. Seite 32, 35ff, 38, 40ff, 46, 52 usw.

Humanwissenschaften auf eine solidere Basis zu stellen,³ vielleicht nachvollziehbar.

Nach seiner Auseinandersetzung mit dem ‚Existenzialismus‘ Sartres, galten seine Sympathien zunächst dem Strukturalismus, den er bei seinen Studien in Algerien zur Anwendung zu bringen suchte. Das Scheitern dieses Versuchs konsequenter Anwendung des strukturalistischen Paradigmas auf einen komplexen empirischen Gegenstand war Ausgangspunkt gründlicher theoretischer Reflexionen und daraus, immer noch am Gegenstand der algerischen Gesellschaft, der Beginn der Entwicklung dessen, was er später als ‚Praxeologie‘ bezeichnen sollte (Bourdieu 1976:146ff; 1999:23ff).⁴ Man kann Schultheis nur zustimmen, wenn er in Bourdieus Arbeiten in Algerien den Kristallisationskern seiner Theorie sieht, deren weitere Entwicklung vor allem eine Vertiefung und Differenzierung der damals bereits angelegten Konzepte darstellt (Schultheis 2007:8f).⁵

³ Ein Motiv, das sich in vielfältigen Formen und recht umfassend durch Bourdieus Werk zieht. Besonders deutlich wird dies an jenen Stellen, an denen er Soziologie der Wissenschaft betreibt oder fordert (Bourdieu 1992a; 1993: 77ff), an denen er in explizit pädagogischer Absicht an Leser oder Studenten herantritt (Bourdieu 2006; Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991), oder auch, wenn er seine Arbeit an der Definition des „richtigen Verhältnisses zum Objekt“ (Bourdieu 1999:33) vor allem anderen als das wesentliche Ergebnis seiner Arbeit bezeichnet (ebd.). Keine Formulierung dürfte jedoch so gut geeignet sein, Bourdieus Grundhaltung – eine radikale Infragestellung des intellektuellen Egos – auf den Punkt zu bringen wie folgende:

„Das wirklich Schwierige und Seltene ist nicht, sogenannte ‚eigene Einfälle‘ zu haben, sondern sein Scherflein dazu beizutragen, jene nicht personengebundenen Denkweisen zu entwickeln und durchzusetzen, mit denen die verschiedensten Menschen Gedanken hervorbringen können, die bisher nicht gedacht werden konnten.“ (Bourdieu 1999:12)

⁴ Sehr detailliert wird dies von Flaig dargestellt (Flaig 2000:361ff).

⁵ Noch weitaus differenzierter wird dieser Aspekt der Genese von Bourdieus Theorie von Schmeiser herausgearbeitet (Schmeiser 1986).

Immerhin lebt Bourdieu in theoretischer Hinsicht vielleicht gehaltvollstes Buch, der (später unter dem Titel ‚Sozialer Sinn‘ wiederaufgenommene) ‚Entwurf einer Theorie der Praxis‘ vor allem von Verweisen auf empirische Arbeiten in Algerien und dort gewonnene Erkenntnisse.

Die Kenntnis dieser biographischen Details soll davor bewahren, auf bestimmte vergrößernde und verkürzende Lesarten der Theorie Bourdieus zu verfallen, etwa die Geltung der Theorie auf statische Gesellschaften begrenzen zu wollen (etwa bei Ebrecht 2004), oder das Individuum bei Bourdieu auf eine Reflektion seiner Klassenlage.⁶ Bourdieus Theorie ist wenigstens zum Teil auch eine Antwort

⁶ Man vergleiche hierzu exemplarisch einen Aufsatz von Miller (Miller 1989:200ff). Wesentlich differenzierter und origineller findet sich ein vergleichbarer Fehlschluss auch bei Reckwitz (Reckwitz 2000), der Bourdieu eine Homogenitätsannahme unterschiebt, die dieser so absolut nie gemacht hat, und dabei die Genese des Habitus weitgehend unter den Tisch fallen lässt. In Verbindung mit einer Verkennung der Natur des Schemas bei Bourdieu als ‚Sinnsystem‘ (statt einem Aktionspotential), kommt Reckwitz zu einer recht obskuren Deutung des Habitus, aus der tatsächlich nicht mehr erkennbar ist, wie Bourdieu kulturelle Entwicklung und Reproduktion erklärt (339ff). An dieser Stelle liefert Reckwitz auch eine Aufzählung von weiteren Autoren, die ähnliche Kritik an Bourdieu formulieren (341). Wie Flaig jedoch pointiert schreibt, *können die Akteure gar nicht anders*, als dauernd neues zu schaffen (Flaig 2000:380). Und weiter: „Das Problem ist nicht, wie sozialer Wandel [...] zu erklären sei. Der findet unablässig und spontan statt. Das Problem ist vielmehr, wie es Gesellschaften überhaupt gelingt, sich zu reproduzieren.“ (ebd.) Es ergibt daher keinen Sinn, aus den Versuchen Bourdieus, die Reproduktion der Gesellschaft und die Abgestimmtheit der Praktiken zu erklären, auf ein statisches und homogenes Gesellschaftsbild bei Bourdieu zu schließen. Auch die Arbeit von Hartmann zu den sprachsoziologischen Aspekten der Theorie Bourdieus krankt unter anderem an der Unterschätzung der ihr innewohnenden Differenzierungspotentiale (Hartmann 2006).

Eine komprimierte Replik Bourdieus auf viele gängige Kritikpunkte findet sich im selben Band wie der oben erwähnte Text von Miller (Bourdieu 1989b). Auch der erwähnte Text von Flaig hat hierzu viel erhellendes beizutragen.

auf Probleme, die sich ihm in seiner Lebens- und Forschungspraxis drängend stellten und deren Bewältigung derartige Vereinfachungen nicht erlaubte (Schultheis 2007:16ff).

2.2 Bourdieus Kritik der ‚scholastischen Vernunft‘

Bourdieu ist der Auffassung, dass die sozialisierte Persönlichkeit des Wissenschaftlers, in Verbindung mit dessen konkreter Lebenssituation, mit ihren spezifischen Notwendigkeiten als unbewusste Grundlage der Forschungstätigkeit diese bestimmt.

Daher ist es für Bourdieu zwangsläufig, dass Wissenschaft nicht, wie man es idealerweise glauben möchte, ausschließlich von den Erfordernissen des wissenschaftlichen Fortschritts geleitet wird, sondern wesentlich von den Vorprägungen, den Interessen und der Situation des Forschenden.

Sofern dies nicht durch Objektivierung von Forschendem und Forschungsprozess in die Forschung einbezogen wird, produziert es systematisch Fehler, die Bourdieu als ‚Die drei Formen des scholastischen Irrtums‘ zusammenfasst: ‚Der scholastische Epistemozentrismus‘, ‚Der Moralismus als egoistischer Universalismus‘ und ‚Die unreinen Voraussetzungen eines reinen Wohlgefallens‘. Was sich hinter diesen etwas provokativen Titeln verbirgt, verdient eine nähere Erläuterung.

Als ‚scholastischen Epistemozentrismus‘ (Bourdieu 2001:65ff) bezeichnet Bourdieu das Problem, welches auftritt, wenn der Wissenschaftler nicht reflektiert, dass er als Forschender mit einem anderen Interesse an den zu untersuchenden Gegenstand herantritt, als der im Feld lebende Akteur. Während das Interesse des Wissenschaftlers darin besteht, das Vorgefundene zu ‚entschlüsseln‘, d.h. in eine wissenschaftlich zufriedenstellende Form zu bringen,

liegt das Interesse des Akteurs jenseits von Regelmäßigkeit, Regelmäßigkeit und dergleichen in den Erfordernissen der Praxis, die ihm ein entsprechendes Handeln abnötigen. Reflexion findet in der Praxis hingegen kaum statt. Wenn dieses Problem dem Forschenden nicht bewusst ist, läuft dieser nach Bourdieu Gefahr, seine persönliche Perspektive in den Handelnden zu projizieren, also dem Subjekt der Untersuchung zu unterstellen, es frage sich in Bezug auf die Welt, was sich der Wissenschaftler in Bezug auf ihn fragt (Bourdieu 1999:59). Indem dem Akteur so die Haltung eines distanzierenden Denkers unterstellt wird, wird die ‚praktische Logik‘ aus dem Blickfeld verbannt. Eine adäquate Theorie des praktischen Geschehens wird deshalb laut Bourdieu regelmäßig verfehlt (59ff).

Unter dem Titel ‚Der Moralismus als egoistischer Universalismus‘ (Bourdieu 2001:84ff) fasst Bourdieu die Fälle, in denen das Vergessen der sozioökonomischen Bedingungen des Zugangs zu als universell gedachten bürgerlichen Errungenschaften und Idealen (84, 92) zu einer unreflektierten Verallgemeinerung von Ideen führt, die aber nur unter dieser spezifischen sozioökonomischen Perspektive möglich sind oder Sinn ergeben. Deren Ausblendung führt zur Unterschlagung der Voraussetzungen, die z.B. für die Etablierung einer Habermasschen Öffentlichkeit erfüllt sein müssten (etwa in Bezug auf die Machtfrage) (ebd.). Nach Bourdieu ist unter anderem „die Neigung und Fähigkeit, in Worten Interessen, Erfahrungen und Meinungen auszudrücken, die Kohärenz von Urteilen anzustreben und in expliziten und explizit politischen Grundsätzen zu fundieren“ (Bourdieu 2001:87) gesellschaftlich ungleich verteilt. Daraus folgt, dass laut Bourdieu im Namen eines humanistischen Universalismus oft ein großer Teil der Menschheit von den ‚universellen Menschenrechten‘ tatsächlich ausgeschlossen wird, weil er nicht über die Zugangsvoraussetzungen zu ihrer Ausübung verfügt (89f). Das Ignorieren der Problematik der Zugangsvoraussetzungen

tendiert nach Bourdieu deshalb dazu, de facto ein „Monopol auf das Universelle“ (90) zu legitimieren.

Als ‚Die unreinen Voraussetzungen eines reinen Wohlgefallens‘ (94ff) bezeichnet Bourdieu, etwas spezieller, den ‚ästhetischen Universalismus‘, der die sozioökonomischen Bedingungen der Möglichkeit von Geschmacksurteilen unterschlägt. Das ‚reine ästhetische Urteil‘, wird dadurch zur Norm der Praktiken von Akteuren erhoben, die zu einem solchen laut Bourdieu nicht ohne weiteres in der Lage sind (ebd.).

Wer nun ein beliebiges der theoretischen Hauptwerke Bourdieus, sei es der ‚Entwurf einer Theorie der Praxis‘ (Bourdieu 1976), ‚Sozialer Sinn‘ (Bourdieu 1999) oder die ‚Meditationen‘ (Bourdieu 2001), zur Hand nimmt, wird darin (in mehr oder weniger großem Umfang auch in ziemlich jedem anderen seiner Werke) lange Passagen finden, die, vornehmlich im Sinne der oben genannten Punkte, der Kritik der etablierten wissenschaftlichen Schulen gewidmet sind.

Darüber hinaus kritisiert Bourdieu eine Anzahl spezifischer Fehlentwicklungen des wissenschaftlichen Feldes, das in seiner Eigendynamik Effekte produziert, die den Forschungsprozess hemmen oder irreleiten. Beispielsweise gibt es nach Bourdieu Begriffe und Autoren, die man nicht miteinander in Verbindung bringen darf, weil sie ‚Welten‘ angehören, die einander ausschließen, wie etwa Cassirer mit Durkheim, Durkheim, Kant oder Weber mit Marx usw. (Bourdieu 1989a:11). Bourdieu schreibt dazu: „jedesmal hatte ich das Gefühl, daß es ganz und gar gesellschaftliche Gründe waren, die die Leute daran hinderten zu sehen, daß diese Autoren dasselbe sagten oder die zwei Seiten einer Sache zum Ausdruck brachten.“ (ebd.) Bourdieu nimmt für sich in Anspruch, sein Leben lang an der Überwindung derartiger Gräben gearbeitet zu haben (9). Für Bourdieu sind hier Denkkategorien am Werk, die eben nicht nur

Gedanken denkbar machen, sondern auch systematisch bestimmte Gedanken *nicht* hervorbringen (11).

Solche Denkkategorien kommen ebenfalls zum Vorschein, wenn es um theoretische Gegensätze wie den zwischen Theorie und Empirie (Bourdieu 1989a:33), Historismus und Soziologismus (11), Mechanismus und Finalismus, Holismus und Individualismus oder auch Objektivismus und Subjektivismus (Bourdieu 2001:16) geht. Diese wissenschaftshistorisch erklärlichen, aber künstlich aufgebauten Gegensätze lehnt Bourdieu grundsätzlich ab.⁷

Schädliche Trennungen ähnlicher Art betreffen nach Bourdieu auch Fächergrenzen, wie die zwischen Ethnologie und Soziologie (Bourdieu 1992b:87). Besonders problematisch sind für Bourdieu dabei die Trennungen *innerhalb* der Soziologie, von denen er sagt, dass sie einer am Vorbild der fortgeschrittensten Naturwissenschaften hervorgegangenen voreiligen Spezialisierung entstammen und in Frankreich gar den Charakter von ‚Lehengütern‘ angenommen haben, die jeweils von spezialisierten Koryphäen bewirtschaftet und verteidigt werden. In der Folge dieses Spezialisierungsprozesses werden Forschungen über eigentlich zusammengehörige Fragen laut Bourdieu oft von einander isoliert und von verschiedenen Wissenschaftlern durchgeführt, wodurch sich die Forschenden selbst die Möglichkeit nehmen, die jeweiligen Fragen wirklich zu beantworten (Bourdieu 1989a:9, 11, 25f; 2002:39).

Über alldem thront für Bourdieu die Hybris des Intellektuellen, der sich der Illusion hingibt, mit einem freien, grenzenlosen, allmächtigen Verstand die Welt verstehen zu können (oder seine Fähigkeiten in dieser Hinsicht zumindest grenzenlos überschätzt) (Bourdieu 1989a:14f; 2001:18; 2002:13f). Neben dem daraus folgenden Mangel an selbstkritischer Selbstobjektivierung (die sicher

⁷ Dies verbindet Bourdieu mit anderen Protagonisten des ‚Practice Turn‘ (Reckwitz 2003:282, 291).

auch zur Perpetuierung der oben genannten Fehler beiträgt) (Bourdieu 2001:18) und dem Einsatz für unrealistische Projekte (Bourdieu/Wacquant 2006:229), hindert diese Illusion die Intellektuellen daran, die Vernunft als historisches Projekt zu begreifen, an dem durch Verbesserung und Verteidigung der Bedingungen seiner Möglichkeit gearbeitet werden muss (226f).

Im Zusammenhang mit der Illusion des allmächtigen Intellekts erwähnt Bourdieu auch die Neigung der angelsächsischen Epistemologie und Methodologie, „ihren ganzen Scharfsinn an vollkommen harmlose, nichtsagende Operationen“ (Bourdieu 1989a:15) zu wenden, sich aber „auf die Intuition [zu] verlassen, wenn es an die gewagtesten Operationen geht, die enorme Gefahren mit sich bringen“⁸ (Bourdieu/ Wacquant 2006:226).

Schließlich macht Bourdieu auch auf ‚Herrschaftseffekte‘ im Zugang zum wissenschaftlichen Feld und den in ihm geltenden Regeln aufmerksam, die den wissenschaftlichen Wettbewerb verzerren und somit gute Arbeit verhindern oder verzögern (ebd.).

Bourdies kritische Auseinandersetzung mit dem Feld der Wissenschaft nimmt, wie hier andeutungsweise klar wird, viel Raum ein, ist grundlegend, umfassend und wird stellenweise mit größter Vehemenz geführt. Ein genauer Blick auf die Argumente der Kritik zeigt aber, dass es sich um eine grundlegend konstruktive Kritik handelt. Bourdieu bestreitet nicht den grundsätzlichen Wert scholastischer Positionen, und verwendet Ideen, Methoden und Ergebnisse kritisierter Autoren,⁹ bleibt dabei aber immer bemüht, die kritisierten Fehler zu vermeiden und sich nicht in Schubladen zu begeben,

⁸ Die Rede ist hier von der Konstruktion des Gegenstandes der Wissenschaft, von der Festlegung der Untersuchungseinheit und von der Kodierung (Bourdieu 1989a:15).

⁹ Bourdieu findet immer wieder Worte großer Anerkennung für an anderer Stelle unnachichtig kritisierte Arbeiten (etwa Bourdieu 1999:12; 2002:33; Bourdieu/Wacquant 2006:182).

die eine Identifikation mit von ihm abgelehnten Aussagen nahelegen würden.¹⁰

Bourdieu beschränkt sich wie gesagt nicht auf eine Detailkritik, sondern er zielt auf die wissenschaftstheoretischen Grundlagen, von denen aus er die Humanwissenschaften neu begründen will. Dementsprechend diskutiert er einzelne Autoren mehr exemplarisch, als Stellvertreter derjenigen großen Gruppen, welche seiner Auffassung nach typische Fehler begehen, oder durch die von ihm kritisierten Spaltungen voneinander getrennt sind. Die wichtigste dieser Spaltungen ist für Bourdieu diejenige zwischen ‚Objektivismus‘ und ‚Subjektivismus‘ (Bourdieu 1999:49). Beiden Gruppen wirft er vor, die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit ihrer Erkenntnisweise nicht zu stellen und dadurch zu Fehleinschätzungen, insbesondere einer Überschätzung der Geltung ihrer Aussagen, zu kommen (Bourdieu 1999:50ff). In ‚Sozialer Sinn‘ fasst er das Anliegen seiner Kritik folgendermaßen zusammen:

„Diese kritische Reflexion über die Grenzen des wissenschaftlichen Verstehens hat nicht etwa zum Ziel, die wissenschaftliche Erkenntnis in ihrer einen oder anderen Form zu diskreditieren, um ihr wie üblich eine mehr oder minder idealisierte praktische Erkenntnis entgegenzustellen oder sie durch diese zu ersetzen. Ihr Ziel ist viel-

¹⁰ Deutlich wird dies beispielsweise, wenn er die Anwendung objektivistischer Methoden als notwendige „Phase des anthropologischen Vorgehens“ (Bourdieu et al. 1986:155) darstellt, bei der aber nicht das praktische Verhältnis der Akteure zur sozialen Welt aus dem Blick geraten dürfe. Noch eindrücklicher, vor allem in Bezug auf seine Geisteshaltung, ist hierzu eine Stelle in ‚Ein soziologischer Selbstversuch‘, in der er klarstellt, dass er sich „den ganzen technischen Apparat“ (Bourdieu 2002:83) der amerikanischen Soziologie angeeignete, ohne jedoch die „szientistische Verpackung“ (ebd.) mit zu übernehmen. Bourdieus kritische Liebe zum wissenschaftlichen Feld kommt auch sehr schön in seinem Aufsatz ‚Therapie für traumatisierte Akademiker‘ (Bourdieu 2005a: 103ff) zum Ausdruck.

mehr, die wissenschaftliche Erkenntnis durch Befreiung von den Verzerrungen, die ihr von den epistemologischen und sozialen Bedingungen ihrer Hervorbringung aufgezungen werden, vollständig zu begründen. Fern jeder Rehabilitierungsabsicht, wie sie die meisten Diskurse über die Praxis irregeleitet hat, zielt diese kritische Reflexion lediglich darauf ab, die von der wissenschaftlichen Erkenntnis implizit angewandte Theorie der Praxis ans Licht zu ziehen und auf diese Weise eine wahrhaft wissenschaftliche Erkenntnis der Praxis und der praktischen Erkenntnis möglich zu machen.“ (Bourdieu 1999:53)

Für diese vollständige Begründung wissenschaftlicher Erkenntnis bewegt Bourdieu sich argumentativ zwischen Objektivismus und Subjektivismus hin und her, mit dem Versuch, aus beiden in einer durch die Analyse ihrer Grenzen ermöglichten Überschreitung derselben etwas Drittes zu schaffen. Die zu explizierenden impliziten Theorien der Praxis spielen dabei die Rolle einer unausgesprochenen Denk- und Argumentationsgrundlage, die, solange sie implizit bleibt, der wissenschaftlichen Reflexion entzogen ist. Die Definition der Praxis, als des zentralen verbindenden Moments jeden sozialen Geschehens, hat aber wesentliche Implikationen für die resultierende Theorie sozialen Geschehens. Insofern lässt sich tatsächlich argumentieren, dass eine soziologische Theorie, deren Praxiskonzept nicht wissenschaftlich expliziert und begründet ist, damit insgesamt in Frage steht.

Die Begriffe Objektivismus und Subjektivismus benutzt Bourdieu primär zur Bezeichnung von Denkfiguren, weniger von konkreten Theoretikern oder Schulen, welche er aber nichtsdestoweniger diesen beiden Denkfiguren zuordnet, was freilich nicht immer unproblematisch ist (Schwingel 2000:40). Da es hier vornehmlich um Bourdieus eigene wissenschaftstheoretische Position geht, verzichte ich auf eine Diskussion dieses Aspekts und konzentriere mich auf die Begriffe, wie Bourdieu sie darlegt.

Unter dem Begriff ‚**Objektivismus**‘ fasst Bourdieu wissenschaftliche Erkenntnisweisen zusammen, die die objektiven Beziehungen untersuchen, welche die Welt strukturieren. Die objektivistische Erkenntnis behandelt dabei den Gegenstand der Forschung als etwas ‚objektiv‘ von außen zu betrachtendes, welches vom Forscher unabhängig ist. Dabei kann sie die objektiven Bedingungen und Systematiken der primären Erfahrung modellieren, unterschlägt jedoch die subjektive Wahrheit derselben (Bourdieu 1976:147f).

Exemplarisch für diese Herangehensweise kritisiert Bourdieu den Strukturalismus, und zwar vor allem am Beispiel der Arbeiten von Saussure und Levi-Strauss. Dem Strukturalismus wirft Bourdieu vor, von der statistischen Regelmäßigkeit zur Regel überzugehen, „vom Modell der Realität zur Realität des Modells“ (Bourdieu 1999:75). Wenn man soziales Geschehen durch Gesetzmäßigkeiten erklären will, die unabhängig von den sie betreffenden Akteuren sind, läuft man Gefahr, das soziale Geschehen als einen „Prozeß ohne Subjekt“ (78)¹¹ zu beschreiben, das Individuum auf einen bloß ausführenden in einem in sich widerspruchsfreien objektiven Regelsystem zu reduzieren (ebd.). Solche Regelsysteme hält Bourdieu zur Erklärung von Praxis für unzureichend, da diese als deskriptive theoretische Konstrukte¹² in der zu erklärenden Praxis selbst keine Wirksamkeit beanspruchen können (75ff).¹³ Bourdieu bemüht hier

¹¹ Man vergleiche hierzu auch Piaget, der anderen Strukturalisten denselben Vorwurf macht (Piaget 1973a:68).

¹² Dass die „Formalisierung das Werk des Theoretikers ist, während die Struktur von ihm unabhängig ist“ (Piaget 1973a:8), schreibt auch Piaget.

¹³ Bourdieu erinnert in diesem Zusammenhang an Webers Aussage, dass Akteure Regeln dann befolgen, wenn ihr Interesse, die Regeln zu befolgen größer ist, als ihr Interesse, sie nicht zu befolgen, wobei es Bourdieu im Wesentlichen darauf ankommt, dass dieser Gedanke den Soziologen zwingt, sich über die Bedingungen, unter denen Regeln wirksam sein können, Rechenschaft abzulegen (Bourdieu 1990:76).

eine Formulierung von Marx, wenn er dieser Denkweise vorwirft, „die Dinge der Logik für die Logik der Dinge zu halten“ (92).

Wirksamkeit kann ein solches System im Wesentlichen unter zwei Bedingungen erlangen (75):

1. Das System ist als bewusster Entscheidungsgrund im Erleben präsent.
2. Das System liegt als kausales Wirksystem dem Handeln zugrunde.

Wenn man aber anerkennt, dass die Akteure nicht vollständig bewusst und absichtsvoll handeln und außerdem bedenkt, dass es sich bei den kritisierten Modellen um von Wissenschaftlern entworfene Abstraktionen aus empirischen Regelmäßigkeiten handelt, aus denen nicht klar wird, wie das regelhafte Verhalten zustande kommt, bliebe zur Rettung der Wirksamkeit des Systems nur noch eine unsichtbare Hand, die das regelhafte Verhalten ins Werk setzt. Das Fehlen einer adäquaten Theorie der Praxis wird dann offensichtlich.

Anstatt das theoretische Modell mit den tatsächlichen Kausalitäten gleichzusetzen fordert Bourdieu nun, sich durch Konstruktion von ausdrücklich als solchen konzipierten Erzeugungsmodellen an die wirksamen Mechanismen selbst heranzuarbeiten, die die empirischen Regelmäßigkeiten erzeugen (Bourdieu 1976:71; 1999: 26ff, 169, 467).¹⁴ Diese Mechanismen sind für Bourdieu in „der Dialektik

¹⁴ Man vergleiche hierzu Piaget und Inhelder in „Die Psychologie des Kindes“: „Man könnte sagen, der zum voraus festgelegte Plan werde durch das Modell des erwachsenen Denkens nahegelegt, aber der junge Mensch versteht dieses nicht, bevor er es nicht rekonstruiert hat, und dieses Denken selbst stellt die Resultante eines ununterbrochenen Aufbaus während Generationen dar, die alle eine Kindheit durchlaufen haben“ (Piaget/Inhelder 1972:157), und sie kommen zu dem Schluss: In der Ebene der individuellen und der sozialen Entwicklung „ist die zentrale Frage die nach dem inneren Mechanismus eines jeden Konstruktivismus.“ (ebd.)

von objektiven und einverlebten Strukturen“ (Bourdieu 1999:78), also in den konkreten (bewussten oder unbewussten), Antrieben, Erfahrungen und insgesamt den Dispositionen der Akteure im Zusammenspiel mit der Situation zu suchen, nicht in einer abstrakten Struktur, für die die Akteure lediglich ‚Träger‘ oder ‚Randerscheinungen‘ wären (ebd.).

Aus einem Mangel an Reflexion über die eigene Rolle als Wissenschaftler, so Bourdieus Kritik weiter, neigen Objektivisten dazu, ihr Verhältnis zum Objekt in dieses einzubringen (97), d.h. dem Akteur ein objektivistisch-wissenschaftliches Verhältnis zu seiner Praxis zu unterstellen und damit dessen unreflektiertes Aufgehen in seiner Praxis und die sich dem Akteur unabweisbar aufdrängenden Notwendigkeiten und Möglichkeiten zu unterschlagen (32ff). Daraus resultiere eine Blindheit für die auf der individuellen Ebene wirkenden Mechanismen, die oftmals zur Betrachtung von Praktiken (und deren Produkten) führt, als wären diese „ein Schauspiel für einen Beobachter“ (97), oder ein für einen wissenschaftlichen Interpreten geschriebener Text.¹⁵ Um diesem Problem zu

¹⁵ Seine Ablehnung solcher Lesarten verdeutlicht Bourdieu unter anderem am Beispiel der kabyliischen Weberin:

„Die Kabylenfrau, die ihren Webstuhl bespannt, vollzieht keinen welterklärenden Akt: sie richtet lediglich ihren Webstuhl ein, um ein bestimmtes Gewebe für einen sachlichen Gebrauchszweck herzustellen; zufällig kann sie in Anbetracht ihrer symbolischen Ausrüstung, über die sie verfügt, um ihre Praxis denken zu können [...], das, was sie tut, nur in der entrückten, d.h. mystifizierten Gestalt denken, über die der nach ewigen Mysterien dürstende Spiritualismus in Verzückerung gerät.

Riten gibt es, und zwar weil sie ihren Daseinsgrund in den Existenzbedingungen und in den Dispositionen der Handelnden finden, die sich den Luxus der logischen Spekulation, der mystischen Schwärmerei oder der metaphysischen Umtriebe nicht leisten können. Wenn man die naivsten Formen des Funktionalismus der Lächerlichkeit preisgibt, hat man die Frage nach den praktischen Funktionen der Praktiken damit noch nicht erledigt.“ (Bourdieu 1999:177)

begegnen, so Bourdieu, muss man die „Objektivierung objektivieren“ (Bourdieu 1999:57), also die Voraussetzungen und Wirkungen der objektivierenden Arbeit des Forschers untersuchen.

Das implizite unterschieben von Motiven, wie dem objektivwissenschaftlichen Verhältnis zur eigenen Praxis, wird nach Ansicht Bourdieus zusätzlich gefördert von der Blindheit objektivistischer Wissenschaftler gegenüber ihrer *eigenen* Praxis, verbunden mit der Weigerung, sich selbst zum Objekt zu machen. Viele Fehler, so Bourdieu, könnten vermieden werden, wenn die Wissenschaftler sich bei ihren Überlegungen auch auf die phänomenale Wirklichkeit ihres eigenen Lebens besännen (38ff).

Unter die Überschrift des ‚**Subjektivismus**‘, als Gegenstück zum Objektivismus, fasst Bourdieu Ansätze, die sich auf die Untersuchung der primären Welterfahrung in ihrer Vertrautheit konzentrieren (Bourdieu 1976:147).

Exemplarisch für die subjektivistischen Ansätze behandelt Bourdieu die Phänomenologie (vor allem, als archetypischen Vertreter, Sartre¹⁶). Ihr wirft er vor, bei der Analyse des fraglos Gegebenen stehen zu bleiben, und sich damit, sei es implizit oder explizit, der Illusion hinzugeben, alles Relevante sei dem Einzelnen aus seinem individuellen Erleben und interpretieren heraus zugänglich (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991:17ff, 28). Tatsächlich habe aber, so Bourdieu, das Handeln der Akteure „mehr Sinn, als sie selber wissen.“ (Bourdieu 1999:127) Deshalb genüge es nicht, das

¹⁶ Über Sartre schreibt Bourdieu, man müsse ihm zugute halten, dass er die in der Regel implizit bleibenden Vorannahmen des Subjektivismus explizit gemacht habe (Bourdieu 1999:79ff). An anderer Stelle sagt er pointiert: „Sartre [...] hat mit dem ‚ursprünglichen Entwurf‘, der für den Begriff Habitus das darstellt, was die Genesis für die Theorie der Evolution ist, die vollendetste Form des Gründungsmythos vom ungeschaffenen Schöpfer produziert.“ (Bourdieu/Wacquant 2006:167 Quellenverweis getilgt)

selbstverständlich Gegebene zu befragen (das überdies in seiner Vertrautheit per Definition unreflektiert ist, und durch die Analyse in seiner eigentlichen Natur zerstört wird), sondern es ist ein (objektivistischer) Bruch damit erforderlich, der dem Blick von ‚innen‘ einen objektivierenden Blick von außen hinzufügt. Ohne diesen Bruch könne die Phänomenologie nicht über eine Ausformulierung der subjektiven Perspektive hinausgelangen (Bourdieu 1999:50). Bourdieu wendet ein phänomenologisches Argument gegen den Objektivismus gegen die Phänomenologie selbst, wenn er schreibt:

„Wir sind in die Welt verwickelt, und deswegen ist, was wir von ihr denken und sagen, nie frei von Implizitem. Wer sein Denken von diesem Einfluss lösen will, darf nicht bei der gemeinhin mit der Vorstellung von Reflexivität verbundenen Rückwendung des Denkens auf sich selbst haltmachen; und nur die Illusion von der Allmacht des Denkens kann uns veranlassen zu glauben, daß ein ganz radikaler Zweifel die in unsere Gedanken eingehenden, an unsere unterschiedlichen Mitgliedschaften, Zugehörigkeiten, Involviertheiten gebundenen Voraussetzungen zu suspendieren vermöchte.“ (Bourdieu 2001:18)

Die Effekte der individuellen Verwicklung in die Welt im Forschungsprozess lassen sich für Bourdieu nicht aus dem reinen Denken heraus, sondern nur durch die objektivierende Aufdeckung der individuellen Determiniertheit aus der individuellen Position und dem individuellen Lebensweg in der Gesamtstruktur heraus unter Kontrolle bringen (Bourdieu 2006:270ff).

Weil ein objektivierender Bruch zur Aufdeckung der *objektiven* Grundlagen (und damit auch den Bedingungen der Möglichkeit) des eigenen Denkens und Erfahrens in der Phänomenologie (wie auch im Strukturalismus) fehle, werde das Unreflektierte (weil nicht

reflektierbare) unkontrolliert auf den Gegenstand projiziert (Bourdieu 1999:50f).

So gingen subjektivistische Theorien etwa oft (implizit oder explizit) von frei und trägheitslos entscheidenden Subjekten aus, von einem Homo Oeconomicus, oder einem Sartreschen Individuum, welches in freier Entscheidung die Welt hervorbringt und mit Bedeutung füllt (79ff, 88f). Damit würde die Untersuchung der (in Individuum und objektiver Wirklichkeit manifesten) objektiven Strukturen vernachlässigt, die die beschriebene (und tatsächlich als freie Entscheidung erlebte) Erfahrung überhaupt erst ermöglichen (50).

Diese Erfahrungen sind für Bourdieu aber eben erst Produkt eines spezifischen Habitus in einer spezifischen Situation. Habitus und Situation wiederum sind für Bourdieu von Prozessen geprägt, die Teil einer *Struktur* sind, die weit über das momentane Erleben und die aktuelle Situation hinausreicht. Diese subjektiv nicht vollständig zu durchschauenden Bezüge gilt es für Bourdieu aufzudecken.

Die Bedingtheit der Erfahrung durch den jeweiligen Habitus hat auch zur Folge, dass sich die phänomenale Erfahrung des Einzelnen nicht fraglos auf Menschen mit anderen Habitus¹⁷ übertragen lässt. Dies hieße für Bourdieu, die Verallgemeinerbarkeit des subjektiv Vorgefundenen zu überschätzen (Bourdieu 1976:151).

¹⁷ Ich folge in dieser Arbeit Kraus und Gebauer, indem ich für ‚Habitus‘ den lateinischen Plural ‚Habitus‘ statt der zuweilen verwendeten, missverständlichen, deutschen Übersetzung ‚Habitusformen‘ verwende (Kraus/Gebauer 2002: 18).

2.3 Der praxeologische Ansatz

Die Praxeologie als Paradigma ist der Versuch einer *Vereinigung* von Objektivismus und Subjektivismus zu einem größeren Ganzen, welches dann durch wechselseitige Beleuchtung die ‚toten Winkel‘ der jeweils anderen erhellt (Bourdieu 1999:49ff). Dies erreicht Bourdieu, indem er die Methoden und Ergebnisse beider Richtungen nutzt, sich aber gleichzeitig die Kritik beider Richtungen an der jeweils anderen zu Eigen macht, und ihre Methoden und Ergebnisse vor diesem Hintergrund neu interpretiert. Über das Verhältnis der Praxeologie zu den oben diskutierten Erkenntnisweisen, Objektivismus und Subjektivismus, schreibt Bourdieu:

„Die praxeologische Erkenntnis annulliert nicht die Ergebnisse des objektiven Wissens, sondern bewahrt und überschreitet sie, indem sie integriert, was diese Erkenntnis ausschließen mußte, um allererst jene zu erhalten.“ (Bourdieu 1976:148).

Sie „unterscheidet sich von der phänomenologischen, deren erworbene Kenntnisse sie im übrigen in sich aufnimmt, in einem wesentlichen Punkt: Sie unterstellt zunächst, wie der Objektivismus, daß das Objekt der Wissenschaft gegen die Evidenz des Alltagswissens mittels eines Konstruktionsverfahrens erobert sein will, das [...] einen *Bruch* mit allen ‚präkonstruierten‘ Repräsentationen [...] darstellt.“ (149)

Aus objektivistischer Perspektive hatte Durkheim den Bruch mit dem Alltagsverstand zugunsten einer wissenschaftlichen Konstruktion der sozialen Welt gefordert (Durkheim 1984:115ff).

Demgegenüber beansprucht die Phänomenologie mit der Einklammerung der Welt, wie sie der ‚natürlichen Einstellung‘ gegeben ist, (Husserl 1950:62ff) und, beginnend mit Heidegger (Heidegger 1985:123ff), auch des Subjektes, einen Schritt tiefer zu gehen. Die

wissenschaftliche Konstruktion der Welt wird in Frage gestellt, und nur noch die phänomenale Erfahrung als Letztbegründung akzeptiert (Heidegger 1979:31).

Kann aus objektivistischer Perspektive der Anspruch vertreten werden, die objektiven Strukturen und die Bedingungen der Möglichkeit subjektiver Erfahrung zu erforschen, so sieht die Phänomenologie in ihrem Gegenstand die Bedingung der Möglichkeit objektivistischer Erkenntnis.

Es lässt sich also sagen, dass beide Erkenntnisweisen für sich in Anspruch nehmen, die Voraussetzungen der jeweils anderen zum Gegenstand zu haben. Bourdieu geht hier einen Schritt weiter, indem er beiden unter Vorbehalt recht gibt, nämlich in dem Sinne, dass für Bourdieu keine Erkenntnisweise voraussetzungslos ist. Der Grad, zu dem die Voraussetzungen des eigenen Denkens aufgedeckt und die daraus resultierenden Fehler unter Kontrolle gebracht sind, bildet für Bourdieu daher das Maß, zu dem dessen Ergebnisse Gültigkeit beanspruchen können (Bourdieu 1999:49ff). Während dem Objektivismus und dem Subjektivismus der Gegenstand und die Ergebnisse des jeweils anderen Ansatzes verborgen bleiben, welche aber Teil der Voraussetzungen der jeweils eigenen Erkenntnis sind, fordert Bourdieu, auch diese Voraussetzungen einzubeziehen. Folglich verbindet er objektivistische und subjektivistische Methoden miteinander, um „sowohl die erste Naivität als auch die objektive Wahrheit“ (Bourdieu 2006:284) zu erfassen. Empirische Forschung ist in diesem Sinne wesentlich als Denkarbeit zu verstehen, die Mittel der Denkarbeit selbst aber als von Erfahrung (im weiteren Sinne) strukturiert. Somit gibt es für Bourdieu weder ein reines Denken, noch rein empirische Wissenschaft, sondern nur ein ‚zur-Welt-sein‘ im Sinne Merleau-Pontys (Merleau-Ponty 1966: 104), das zu nutzen, aber auch selbst zu objektivieren ist.

Konsequenter Weise fordert Bourdieu auch einen Bruch mit „den Instrumenten des Bruchs“ (Bourdieu 2006:284). Die Methoden der Forschung sollen nicht unhinterfragt übernommen, sondern systematisch auf die aus den Bedingungen ihrer Entstehung stammenden ihnen einbeschriebenen Vorurteile geprüft werden (279ff). Schließlich, und damit eng verbunden, fordert Bourdieu eine ständige und umfassende Objektivierung des Forschenden selbst und seiner sozialen Situation. Ausgehend von der Aussage, dass der objektivierende Wissenschaftler selbst Teil des zu objektivierenden Gegenstandes ist, dass er nicht voraussetzungslos handelt, sondern selbst ‚in die Welt verwickelt‘ ist (Bourdieu 2001:18), sucht Bourdieu den Wissenschaftler als Objekt in die Untersuchung aufzunehmen (Bourdieu 1999:52). Bourdieu untersucht die Welt und die Bedingungen der Möglichkeit subjektiver Erfahrungen unter Berücksichtigung des subjektiven Erlebens, das subjektive Erleben unter Berücksichtigung seiner objektiven ermöglichenden Bedingungen (Bourdieu 1976: 149f), und richtet dabei besondere Aufmerksamkeit auf die Bedingungen der Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis.

Als Voraussetzung für ein Gelingen dieses Unterfangens, Objektivismus und Subjektivismus zu integrieren, betrachtet Bourdieu die Verständigung über die Funktionsweise der ‚praktischen Beherrschung‘ (Bourdieu 1976:149). Darin liegt für Bourdieu der Schlüssel zur Konstruktion kausal gehaltvoller Erzeugungsmodelle, und damit rechtfertigt sich auch die Betitelung seines Ansatzes als ‚Praxeologie‘.

Die phänomenale Erfahrung betrachtet Bourdieu also als *individuell* auf objektive Ursachen zurückführbar und daher als nur bedingt gültig. Mit der Aussage, dass das Verhalten des Individuums stets mehr Sinn enthält, als dieses selbst weiß (Bourdieu 1999: 127), re-legitimiert er den durkheimischen Ansatz, mit der Ersterfahrung zu brechen, und die Gegenstände der Soziologie (und der Wissenschaft allgemein) als ‚Dinge‘, nicht als ‚Ideen‘ zu behandeln

(Durkheim 1984:115ff). Dieser Bruch wird für Bourdieu durch die Errungenschaften des strukturalistischen Objektivismus ermöglicht (Bourdieu 1999:26). Gleichzeitig weist Bourdieu darauf hin, dass der Wissenschaftler nicht nur mit dem Alltagsverstand, sondern auch mit dem wissenschaftlichen ‚common sense‘ und den Instrumenten des Bruchs brechen muss (Bourdieu 2006:284). Bourdieu fordert, könnte man sagen, eine universell reflexive (und universell inderdisziplinäre) Anthropologie.

Die Wirklichkeit hinter der Erfahrung soll mittels der Erfahrung erforscht werden, deren angemessene Interpretation aber – und hier grenzt Bourdieu sich scharf ab von jedem naiven Realismus, der das Objekt des Wissenschaftlers mit dessen Gegenstand verwechselt – wiederum eine Objektivierung des erkennenden Subjekts und dessen Beziehung zu seinem Gegenstand erfordert. Dieser Zirkel (Erforschung der Welt durch den Wissenschaftler mittels Erforschung des Wissenschaftlers mittels Erforschung der Welt) lässt sich prinzipiell nicht auflösen.¹⁸ Wohl aber ist es möglich, in einer ‚spiralförmigen Rückkehr‘ (Bourdieu 2001:16) zu immer wieder denselben Gegenständen einen „Fortschritt im Erkennen“ (Bourdieu 1999:7) zu erreichen, den Bourdieu als Voraussetzung für einen Fortschritt der Erkenntnis ansieht (ebd.).¹⁹ Dieser fordert den Soziologen, vor allem

¹⁸ Ein Gedanke, der nicht vollständig neu ist. Ähnliches findet sich etwa bei Piaget (Piaget 1973b:265).

¹⁹ Zu dieser Problematik beachte man auch folgendes Zitat, welches den Zirkel noch abstrakterer Weise aufspannt (wenn auch hier ohne expliziten Bezug zu *wissenschaftlicher* Objektbildung): „Die Strukturen, die zum Aufbau der Objektwelt beitragen, werden in der Praxis einer Welt von Objekten aufgebaut, die selbst wiederum nach denselben Strukturen aufgebaut sind. Dieses aus der Objektwelt hervorgegangene ‚Subjekt‘ bezieht nicht wie eine Subjektivität gegen eine Objektivität Stellung: die objektive Welt besteht aus Objekten, die das Ergebnis von Objektivierungsoperationen sind, welche nach denselben Strukturen strukturiert sind, wie sie der Habitus auf sie anwendet. Der Habitus

seine eigenen Mittel der Erkenntnis beständig zu hinterfragen, um ihnen nicht aufzusitzen, d.h. ihnen einbeschriebene vorwissenschaftliche Gewohnheiten, Urteile, Begriffe usw. unhinterfragt in die Forschungsfrage, und schließlich das Ergebnis hineinzubringen (Bourdieu 2006:284). Der Fortschritt im Erkennen beruht für Bourdieu aber nicht nur auf weiteren theoretischen Operationen, sondern er erfordert zudem die Ausbildung eines entsprechenden Habitus (siehe Kapitel 3), eines ‚soziologischen Auges‘, und dafür systematische Arbeit des Forschers an sich selbst (Bourdieu 2006; Schultheis 2003:11ff).

Die Forderung nach Selbstobjektivierung bildet einen wichtigen Teil der Motivation zahlreicher Arbeiten Bourdieus (Bourdieu 2001: 10f, 2002:68ff; Bourdieu/Wacquant 2006:238ff, 247). Angefangen bei der soziologischen Untersuchung seiner Heimatregion, des Béarn,²⁰ über die Studie über die Absolventen der Ecole Normale (Bourdieu/Passeron 2007), die französische Gesellschaft (Bourdieu 1987), das akademische Feld (Bourdieu 1996), bis hin zu der umfassenden (rückblickenden) Selbstobjektivierung in ‚Ein soziologischer Selbstversuch‘ (Bourdieu 2002).

Die Bedeutung der Verbindung von soziologischer Forschung und Selbstobjektivierung streicht Bourdieu in ‚Sozialer Sinn‘ noch einmal heraus:

ist eine Metapher der Objektwelt, die selber nur ein unendlicher Kreis aufeinander reagierender Metaphern ist.“ (Bourdieu 1999:142)

²⁰ Leider an mir nicht zugänglicher Stelle veröffentlicht (Bourdieu 2002:72). Man vergleiche auch die Erwähnungen dieser Arbeiten in Sozialer Sinn (Bourdieu 1999:35) und bei Schultheis (Schultheis 2007:140).

„Die scheinbare Antinomie der beiden Erkenntnisweisen kann [...] nur dann unter Wahrung der Errungenschaften beider überwunden werden, wenn die wissenschaftliche Praxis einem Erkennen des ‚Erkenntnisobjekts‘ untergeordnet wird, also einer im wesentlichen *kritischen Erkenntnis* der Grenzen jeder theoretischen Erkenntnis, sei sie nun subjektivistisch oder objektivistisch, die alle Merkmale einer *negativen Theorie* aufweisen würde, wären da nicht die eigentlich wissenschaftlichen Wirkungen, die sie erzeugt, indem sie genau die Fragestellungen erzwingt, die von jeder wissenschaftlichen Erkenntnis verdeckt werden. Die Sozialwissenschaft muß nicht nur wie der Objektivismus mit der eingeborenen Erfahrung und der eingeborenen Darstellung dieser Erfahrung brechen, sondern außerdem in einem zweiten Bruch die mit Position des ‚objektiven‘ Beobachters untrennbar verbundenen Voraussetzungen in Frage stellen. Der *Interpretation* der Praktiken verhaftet, neigt dieser nämlich dazu, die Grundlagen seiner Beziehung zum Objekt in dieses einzubringen, was unter anderem durch den Vorrang belegt wird, den er den Funktionen von Kommunikation und Erkenntnis einräumt, und der ihn verleitet, Interaktionen auf rein symbolische Tauschvorgänge zu reduzieren.“ (Bourdieu 1999: 52f).²¹

²¹ Die Bedeutung, die Bourdieu dieser Erkenntnis beimisst, wird an folgender Stelle überdeutlich: „Ich mußte also, [...] ohne überhaupt Gefallen daran zu finden, mich ständig über mein Verhältnis zum Gegenstand befragen, nach dem Allgemeinen und dem Besonderen daran. Und es mag sein, dass die Objektivierung der allgemeinen Beziehung des Beobachters zum Beobachtungsgegenstand [...] das Hauptprodukt meines ganzen Unterfangens ist. Nicht als Objektivierung im Sinne eines theoretischen Beitrags zu einer Theorie der Praxis, sondern als Grundlage einer strengeren, weniger dem Zufall der individuellen Dispositionen ausgelieferten Definition des richtigen Verhältnisses zum Objekt, die eine der entscheidendsten Bedingungen für eine wahrhaft wissenschaftliche Praxis in den Sozialwissenschaften ist.“ (Bourdieu 1999:33)

Erkenntnis, so Bourdieu, hängt nicht nur von dem bezogenen Beobachterstandpunkt ab,²² sie wird bereits verfälscht, weil überhaupt ein Beobachterstandpunkt bezogen wird (Bourdieu 1989a: 12, 1999:53). Aber auch jenseits der Frage nach dem spezifischen Standpunkt bleibt die Soziologie für Bourdieu von ihrem eigenen Objekt durchdrungen, und kann dieses nicht objektivieren, wenn sie sich selbst nicht kennt (Bourdieu 2006:270). Die ‚gewöhnliche Soziologie‘, die ihre eigenen Instrumente nicht hinterfragt und folglich „ihre Probleme, Begriffe und Erkenntnisinstrumente von der sozialen Welt übernimmt“ (ebd. Hervorhebung getilgt) ohne sie zu reflektieren, bleibt für Bourdieu eine ‚Pseudowissenschaft‘ (ebd.). Gegenstand vollständig begründeter wissenschaftlicher Erkenntnis müssen daher immer gleichzeitig drei verschiedene Teile sein:

- Die Objektivierung des Erkenntnisgegenstandes (Bourdieu et al. 1986:155)
- Die Objektivierung des erkennenden Subjekts (Bourdieu 1999: 52f)
- Die Objektivierung der Beziehung zwischen erkennendem Subjekt und seinem Erkenntnisobjekt. (7, 32f)

Diese drei Teile bedürfen einander, und sollen gemeinsam und aufeinander bezogen durchgeführt werden. Dabei wird die geforderte Objektivierung verstanden als eine Konstruktion des Erkenntnisgegenstandes als Objekt (Bourdieu 2006:264f), nicht als ein Erkennen (oder gar als ein bloßes Registrieren) der Wirklichkeit. Die Konstitution des Objektes und seine Fassung in Begriffen be-

²² Bourdieu zeigt dies unter anderem am Beispiel Saussures: „Saussure, der an anderer Stelle behauptet, daß ‚der Standpunkt das Objekt schafft‘, bezeichnet hier sehr klar den Standpunkt, auf den man sich stellen muß, um den ‚eigentlichen Gegenstand‘ dieser neuen strukturalistischen Wissenschaft hervorzu- bringen: aus dem Sprechen lässt sich dann und nur dann eine Hervorbringung der Sprache machen, wenn man sich *in die logische Ordnung der Verstehbarkeit* hineinversetzt.“ (Bourdieu 1999:58).

trachtet Bourdieu als notwendigen (und notwendig vorläufigen) Zwischenschritt, welcher sich nur aus seinem Begründungszusammenhang legitimiert, und keinen absoluten Wert hat. Begriffe sollen kein Eigenleben entfalten, das sie von diesem Zusammenhang (und der damit verbundenen Möglichkeit zur Infragestellung und Weiterentwicklung) abkoppelt (Bourdieu/ Wacquant 2006:196f). Für Bourdieu müsste man idealer Weise „völlig vermeiden können, von Begriffen für sich selbst zu sprechen“ (Bourdieu 1999:99). Begriffe sollen als Mittel der Forschung behandelt werden, und sich dadurch entfalten, dass mit ihnen gearbeitet wird (Bourdieu 2006:262). Wenn Engler schreibt, dass Bourdieu „den Sozialwissenschaften eine aus Denkwerkzeugen bestehende Theorie von der sozialen Welt hinterlassen“ (Engler 2003:231) hat, so ist dies mehr als eine Banalität. Begriffe nicht ‚für sich selbst‘, sondern als Werkzeuge des Generierens und Systematisierens empirischer Befunde zu betrachten, markiert den Unterschied zwischen Bourdieus Praxeologie und jenen Theorien, die „fortwährend vom Substantiv zur Substanz“ (Bourdieu 1999:71) übergehen. Insofern „interessierte ihn nicht, von welcher Theorie man ausging, sondern wie man den Problemhorizont soziologischer Fragestellungen einkreiste, um zu einer adäquaten Anordnung des Gegenstandes oder Objekts zu gelangen.“ (Hepp 2003:251) Dementsprechend plädiert Bourdieu auch für die Verwendung von Begriffen und Methoden anderer Wissenschaftler in entsprechender Weise (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991:5f).

Wie der Gegenstand selbst, so ist auch das Objekt des Wissenschaftlers in ein Netz von Beziehungen eingebunden (Bourdieu 1989a:25f), aus dem sich erst seine Bedeutung ergibt (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991:20, 63f). Um den Gegenstand wirklich zu erfassen, müsste der Wissenschaftler das gesamte Netz seiner Beziehungen im Modell rekonstruieren (ebd.) – nicht nur diejenige zwischen Objekt und Wissenschaftler (die aber freilich eine

Schlüsselbedeutung besitzt). Ein Ideal, das zwar nicht erreichbar ist, an dem sich aber das Forschungsergebnis messen lassen muss.

Die Konstruktion endlicher Mengen von Objekten ‚für sich‘ mit ihren Beziehungen untereinander ist so betrachtet ein notwendiger Tribut an die praktischen Möglichkeiten der Forschung, dem (in Hinblick auf die Grenzziehung zwischen relevanten und irrelevanten Elementen und Beziehungen) immer ein Grad von Willkür anhaftet.²³

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Bourdieus Ansatz weder ein Rückfall in den Subjektivismus ist, wie ihm von Levi-Strauss vorgeworfen wurde (Bourdieu 2002:54), noch eine Neuauflage des Empirismus, sondern tatsächlich eine Weiterentwicklung der bisherigen Konzepte. Wie Franke sehr richtig herausstellt, zeichnet sich die Theorie der Praxis von Bourdieu nicht durch ein Weniger, sondern ein Mehr an theoretischer Reflexion aus (Franke 1996:62), während sie gleichzeitig danach strebt, der ‚genuinen Funktionsspezifik‘ der Praxis gerecht zu werden (65).

Dieses ‚Mehr an theoretischer Reflexion‘ nochmals in Bourdieus Worten:

„Alles zusammen zeigt: wenn man das Modell richtig einsetzen will, was einen Bruch voraussetzt, muß man die rituelle Alternative zwischen Bruch und Teilhabe überwinden und die Theorie dessen aufstellen, was im Grunde die Logik der Praxis als praktische Beteiligung am Spiel, *illusio* ist, und zugleich die Theorie des theoretischen Bruchs, der Distanz, die sie voraussetzt und schafft. Mit dieser Theorie, die nichts mit einer Teilhabe an der praktischen Erfahrung der Praxis zu tun hat, lassen sich die theoretischen Fehler vermeiden, die den Beschreibungen der Praxis gewöhnlich unterlaufen.“ (Bourdieu 1999:191)

²³ Beispielhaft demonstriert Bourdieu diesen sinnvollen, aber immer unvollkommenen Willkürakt in der Erläuterung seiner Theorie sozialer Felder (Bourdieu 1985:7-46, insbesondere 12ff; 1989:28ff).

2.4 Zum Verhältnis von Theorie und Praxis nach Bourdieu

Bourdieu vertritt die Auffassung, dass die Praxis, der die Logik der Praxis als implizite Logik innewohnt, die Reflexion über sich selbst im Moment ihrer Ausübung ausschließt.²⁴ Der Reflektierende sei bereits nicht mehr in der Praxis befangen, über die er reflektiert. Wer über seine Praxis reflektiert und diese zu beschreiben versucht, tritt aus der unmittelbaren Praxis mit ihren Anforderungen und Selbstverständlichkeiten heraus und verliert dadurch den unmittelbaren Zugang zu der Wirklichkeit ihrer erlebten Ausführung. Die Analyse (auch die subjektive) der erlebten Praxis kann schon aufgrund ihrer Natur als Reflexionsprozess keine authentische Wiedergabe der erlebten Praxis hervorbringen (Bourdieu 1999:165ff).

²⁴ Hier sei an die Schrift ‚Über die Überlegung (Eine Paradoxe)‘ von Kleist erinnert, in welcher dieser bereits das Phänomen in Worte fasste, welches Bourdieu mehr als 200 Jahre später theoretisch berücksichtigte (etwa Bourdieu 1999:148ff):

„Die Überlegung, wisse, findet ihren Zeitpunkt weit schicklicher *nach*, als *vor* der Tat. [...] Das Leben selbst ist ein Kampf mit dem Schicksal; und es verhält sich auch mit dem Handeln wie mit dem Ringen. Der Athlet kann, in dem Augenblick, da er seinen Gegner umfaßt hält, schlechthin nach keiner anderen Rücksicht, als nach bloßen augenblicklichen Eingebungen verfahren; und derjenige, der berechnen wollte, welche Muskeln er anstrengen, und welche Glieder er in Bewegung setzen soll, um zu überwinden, würde unfehlbar den kürzeren ziehen, und unterliegen. Aber nachher, wenn er gesiegt hat oder am Boden liegt, mag es zweckmäßig und an seinem Ort sein, zu überlegen, durch welchen Druck er seinen Gegner niederwarf, oder welches Bein er ihm hätte stellen sollen, um sich aufrecht zu erhalten. Wer das Leben nicht, wie ein solcher Ringer, umfaßt hält, und tausendgliedrig, nach allen Windungen des Kampfs, nach allen Widerständen, Drücken, Ausweichungen und Reaktionen, empfindet und spürt: der wird, was er will, in keinem Gespräch, durchsetzen; viel weniger in einer Schlacht.“ (Kleist 1986:471f).

Ebenso wenig kann eine objektivierende Untersuchung mittels Beobachtungen, Statistiken, Interpretationen usw. die Wahrheit der Praxis zutage bringen. Daher sind die Produkte des reflektierenden Denkens insgesamt als Beschreibungen oder, günstigstenfalls, als Erzeugungsmodelle zu betrachten, die zwar im Sinne des eingangs zitierten Abschnitts von Wittgenstein (Wittgenstein 1984:286f) die Regel darstellen, mit der sich der empirische Vorgang am besten erklären lässt, die ihm aber nicht zugrunde liegen müssen (Bourdieu 1999:27). Bourdieu, der die genannte Stelle von Wittgenstein als schöne Zusammenfassung jener Fragen zitiert, um die sich der ‚Intellektualismus‘ drücke (74), löst das Problem an späterer Stelle folgendermaßen auf:

„Es wird jetzt verständlicher, warum die Regel [...] zum Haupthindernis für die Konstruktion einer adäquaten Theorie der Praxis wird. Sie besetzt unrechtmäßig den Platz der zwei Grundbegriffe [...], des theoretischen Modells und des praktischen Sinns, und verhindert so, daß die Frage nach deren Verhältnis gestellt wird.“ (Bourdieu 1999:189)

Aber auch wenn dies berücksichtigt wird, bleibt für Bourdieu ein fundamentaler Widerspruch zwischen der wissenschaftlichen Beschreibung von Praxis und der Realität ihrer Erzeugung. Der Vorgang der Beschreibung ist ihm zufolge notwendig ein anderer Modus von Praxis als der des zu beschreibenden. Bourdieu vertritt die Ansicht, dass *alle drei* grundlegenden Erkenntnisweisen, also die objektivistische, die subjektivistische und *auch* die praxeologische, *gleichermaßen* „zum praktischen Erkenntnismodus in Gegensatz“ (Bourdieu 1976:147) stehen. Die Zielsetzung ist zwar, sich mittels der Praxeologie, soweit es auf theoretischem Wege möglich ist, an eine adäquate Beschreibung der Praxis heranzuarbeiten – dies aber ohne die Behauptung der Möglichkeit der Aufhebung des Gegensatzes zwischen praktischem und theoretischem Wissen.

Dem Begriff kommt nach Bourdieu als Produkt reflektierenden Denkens eine äquivalente Position wie dem Modell zu: Er dient der Beschreibung geistiger Vorgänge (mehr oder weniger gut), liegt ihnen aber nicht zugrunde.²⁵ Gleiches gilt für die von Bourdieu als Grundlage des Habitus konstruierten Schemata. Was man als eine Typisierung von Art und Weisen des Wahrnehmens, Einordnens, Bewertens usw. beschreiben kann, ist ein Konstrukt, welches für die Konstruktion eines Erzeugungsmodells zur Beschreibung der Praxis erstellt wurde, und welches Bourdieu daher ebenfalls als Modell einordnet (Bourdieu 1999:26f, 169).

Was die Praxis tatsächlich regelt, lässt Bourdieu in dieser Hinsicht offen. Die korrekte Formulierung zum Beginn jeder Erklärung der Sozialwelt müsste für Bourdieu konsequenter Weise lauten: „alles spielt sich so ab, als ob...“ (Bourdieu 1999:56).²⁶ Dieser Zusatz ist hier, auch an Stellen, an denen er der Einfachheit im Ausdruck halber weggelassen wird, immer mit gemeint.

2.5 Der Akteur in der Gesellschaft – Einlösung des praxeologischen Anspruchs

Das in den Unterkapiteln 2.2 und 2.3 dargelegte Dilemma, weder in der formalen Struktur noch im Individuum einen zureichenden Grund für eine vollständige Erklärung des sozialen Geschehens zu finden, löst Bourdieu also, indem er den Akteur als subjektiv Han-

²⁵ Schon Piaget betont, dass die „Formalisierung das Werk des Theoretikers ist, während die Struktur von ihm unabhängig ist“ (Piaget 1973a:8). Im Weiteren schreibt Piaget: „die ständige Gefahr, die dem Strukturalismus droht, wenn man dazu neigt, aus ihm eine Philosophie zu machen, ist der Realismus der Struktur“ (138).

²⁶ Piaget zitiert Chomsky mit einer ähnlichen Formulierung (Piaget 1973a:14).

delnden in die strukturelle Betrachtung einführt.²⁷ Diesen betrachtet er jedoch nicht als freien, unabhängigen Geist, wie er das subjektivistischen Theoretikern vorwirft, sondern als Träger sozial inkorporierter Strukturen, deren objektive Realität sich nicht im subjektiv Erfahrenen erschöpft (Bourdieu 1976:179; 1999:98ff).

Als Konsequenz der das praxeologische Paradigma begründenden Argumente fordert Bourdieu, das Individuum als solches in die wissenschaftliche Untersuchung einzubeziehen, einschließlich sinnlicher Erfahrung, individuellen Bedürfnissen und subjektiv erlebten Entscheidungen, es andererseits aber immer in Beziehung zu den objektiven Strukturen zu setzen, von denen es Teil ist und aus denen sich sein so sein erklärt.

Sich selbst soll der Wissenschaftler dabei als ebenfalls zu objektivierendes Individuum, als interessengeleitet am Geschehen teilnehmenden Akteur, mit in den Forschungsgegenstand aufnehmen. Die subjektive und soziale Konstitution seiner selbst als Forscher, sowie des wissenschaftlichen Feldes und seiner Instrumente in ihrem Gewordensein, ihrer Funktionsweise und ihrer Stellung im sozialen Gesamtsystem sind als Bedingung der Möglichkeit von Forschung zu begreifen und zu analysieren, um letztlich durch diese Objektivierung der Analyseinstrumente einen möglichst objektiven Blick auf die objektiven Verhältnisse und ihre Funktionsweise zu bekommen

²⁷ Sowohl in Bezug auf die Rolle der Kausalität in der Theoriebildung, als auch in Bezug auf die Konsequenz, den Akteur wieder in die Theorie einzuführen, stimmt Bourdieu mit Piaget überein. Piaget schreibt: „Löst man aber die Strukturen von ihren Ursprüngen, so werden sie formale Essenzen, sofern sie nicht verbal bleiben. Indem man sie wieder mit ihren Ursprüngen verbindet, stellt man ihre unauflösliche Solidarität mit dem genetischen oder historischen Konstruktivismus und mit den Tätigkeiten des Subjekts wieder her.“ (Piaget 1973a: 138)

(Bourdieu 1999:32f, 52f). Diese Konzeption bezeichnet Bourdieu auch als ‚Teilnehmende Objektivierung‘ (Bourdieu 2006:278).²⁸

Diese gemeinsame Konstruktion von Individuen und Struktur erfordert die Anwendung subjektivistischer *und* objektivistischer Methoden, deren Ergebnisse aber nur auf einander bezogen angemessen interpretiert werden können. Individuum und Struktur werden als einander *wechselseitig* konstituierend gedacht. Der Akteur wird durch die objektiven Bedingungen seines Aufwachsens geformt und strukturiert, ist aber als Akteur gleichzeitig wirksamer Teil der objektiven Bedingungen seiner selbst und für andere Individuen. Der Akteur ist also sowohl selbst strukturiert, als auch strukturierend²⁹ in Bezug auf seine Umwelt, die Gesellschaft Produkt (nicht Summe)³⁰ der strukturierten und strukturierenden Akte ihrer Glieder. Dabei sind diese Akte freilich in der Regel nicht intentional auf die Gesellschaft bezogen, sondern (soweit sie überhaupt intentional sind) auf die konkrete erlebte Umwelt des jeweiligen Akteurs (Bourdieu 1999:97ff).

Der Blick auf das gesamte Zusammenspiel absichtsvoll oder zufällig aufeinander bezogener Akte bleibt einem idealen (und unmöglichen) Beobachter vorbehalten. Das Ziel der praxeologischen Forschung, den momentanen individuellen Akteur (in Abhängigkeit von seiner Position im sozialen Raum) und die momentane objektive

²⁸ Ausdrücklich unterschieden von teilnehmender Beobachtung (Bourdieu 2006:278).

²⁹ Bourdieus Formulierung von den ‚strukturierten und strukturierenden Strukturen‘ findet sich bereits bei Piaget (1973:12f). Es ist also naheliegend anzunehmen, dass Bourdieu die Akteure (bzw. deren Habitus, siehe Kapitel 3) als ‚strukturierte Ganzheiten‘ (ebd.) im Sinne Piagets betrachtet.

³⁰ Die Verwendung der Worte ‚Produkt‘ und ‚Summe‘ ist in dieser Arbeit vorsätzlich und soll auf den Unterschied zwischen der aktiven und eigendynamischen Auseinandersetzung des Habitus mit der Welt und mechanistischen Konzepten verweisen.

Sozialstruktur (aus der Gesamtheit der Individuen) *jeweils* aus dem anderen *konstruieren* zu können, kann nur in Annäherung erreicht werden.³¹ Das Wechselspiel zwischen objektiven Strukturen und individuellen Habitus verunmöglicht zudem die Setzung eines absoluten, unhinterfragbaren Ausgangspunktes.

Der Schlüssel zu der von Bourdieu vorgenommenen Verbindung von Individuum und Struktur ist das Habituskonzept, welches im folgenden Kapitel behandelt wird. Im Habitus werden die interpretativen und generativen Elemente konzeptualisiert, die es ermöglichen, den Akteur in seinem Wechselspiel mit den äußeren objektiven Bedingungen zu beschreiben und darüber empirisch gehaltvolle Voraussagen zu machen (Bourdieu/Wacquant 2006:165).

Darüber hinaus trägt der Habitus wesentlich dazu bei, dass in die praxeologische Betrachtung sozialer Strukturen ein historisch-genetischer Aspekt eingeführt werden kann (171ff). Die Strukturen, in denen sich die sozialen Prozesse abspielen, sind für Bourdieu historisch gewachsen und in einem ständig fortschreitenden Entwicklungsprozess begriffen. Die Ausbildung und fortlaufende Anpassung der Habitus der Akteure hat daran, ebenso wie das (hier nicht zu behandelnde) bourdieusche Kapitalkonzept,³² entscheidenden Anteil.

³¹ Man sollte hier vielleicht anmerken, dass der Habitus nicht (wie etwa das Konzept der ‚Rolle‘) als der Gesellschaft gegenübergestellt gedacht ist (Krais 2004:94). Vielmehr ist der Habitus von vornherein als ‚radikal vergesellschaftet‘ konzipiert (ebd.). Der Habitus ist für Bourdieu eine der Existenzformen der Gesellschaft (Bourdieu 1993:28).

³² Zum Kapitalkonzept Bourdieus liegen verhältnismäßig komprimierte Texte vor (Bourdieu 1998:108-115; 1999:205-221; 2005a:49-79).

3. Der Habitus

Wie im ersten Kapitel dargestellt, betrachtet Bourdieu die Explizierung und Verbesserung der der Forschung zugrundeliegenden Theorie der Praxis als zentrale Voraussetzung wissenschaftlichen Fortschritts in den Humanwissenschaften. Daher sollte nicht überraschen, dass es in den allgemeinsten und grundlegendsten Teilen seiner Soziologie um eben dieses Projekt geht: Um die wirkliche Klärung des praktischen Geschehens, vom kleinsten innersubjektiven Prozess bis hin zu gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen. Dies freilich in Annäherung und relativ grob, aber dennoch erstaunlich differenziert. Dem Habitus kommt hier eine zentrale Position zu. Der Habitus fungiert bei Bourdieu als Erzeuger der Praxis, und muss somit unter anderem als Grundlage von Kommunikation betrachtet werden, so man diese als Praxis begreifen will.

Während etwa das Rollenkonzept ermöglicht, dass ein Akteur je nach Situation in verschiedene ‚Rollen‘ schlüpft, hat ein Akteur nur einen Habitus, der alle Praktiken, auch wenn diese sich in mehrere ‚Rollen‘ einordnen lassen, hervorbringt (Krais/Gebauer 2002:75f). Der Habitusbegriff zählt, wie Steinrücke anmerkt, „zu den am häufigsten kritisierten und am meisten missverstandenen“ (Steinrücke 2006:63) Begriffen Bourdieus. Eine gründliche Darstellung erscheint daher ratsam.

Dieses Kapitel nähert sich dem Begriff Habitus von einer eher soziologischen Seite (und steht damit in dem Zusammenhang, in dem Bourdieu den Begriff vor allem verwendet hat), während das folgende Kapitel die psychologischen Grundlagen des Habitusbegriffs beleuchtet und versucht, einen genaueren Blick in die Funktionsweise dieses ‚geistigen Automaten‘ zu werfen. Wie Lizardo schreibt, stellt der Habitus das Bindeglied dar, welches es Bourdieu ermöglicht, den soziologischen Strukturalismus im Stil von Levi-

Strauss und den psychologischen (genetischen) Strukturalismus Piagets miteinander zu integrieren (Lizardo 2004:391).

3.1 Die Relevanz des Habituskonzepts für die Kommunikationsbetrachtung

Wenn ein Mensch geboren wird, sich entwickelt, sozialisiert und in diesem Zuge auch die Kommunikationsfertigkeit erwirbt, so tut er dies nicht allein aus sich selbst heraus. Ein Kind, das außerhalb einer sozialen Umgebung aufwächst, wird nicht zu einem normalen, gar sprechenden Erwachsenen. Vielmehr deutet alles darauf hin, dass Kinder unter solchen Verhältnissen geistig und emotional verkümmern. Experimente zur Verifizierung dieser Annahme verbieten sich von selbst – die Geschichte kennt jedoch verschiedene Fälle, in denen derartiges durch Unglück, Boshaftigkeit oder Verantwortungslosigkeit zustande gekommen ist, zuletzt der sogenannte ‚Hospitalismus‘ in Rumänien unter Ceaușescu (Barth 1990, Zimmer 1986:7ff).

Es gibt keine vorgeformte, sozialisierte und sprechfähige Persönlichkeit, die in einem reinen Reifungsprozess zum Vorschein käme. Dass die vorhandenen Anlagen auf ein entsprechend anregendes Umfeld treffen müssen, um dem Menschen die Entwicklung von sozialer Identität und Sprechfertigkeit zu ermöglichen, ist heute weitgehend unstrittig. Ernstzunehmende Diskussionen werden freilich um die Frage geführt, welche Rolle genetischen Anlagen und Umfeld zukommt, welche Anteile sie an der effektiven Entwicklung haben und wie sie genau zusammenspielen. Dies sind aber Fragen, die jenseits des Horizonts dieser Arbeit liegen. Hier wird davon ausgegangen, dass sich soziologische Fragen wie die nach der Funktionsweise der normalen Kommunikation auch soziologisch klären lassen. Auf Verhaltensbiologie im weiteren

Sinne wird nur zurückgegriffen, wo konkrete Hinweise dies geboten scheinen lassen. Auch Chomskys ‚generative Universalgrammatik‘ wird damit beiseite gelassen.

Soziale Institutionen wie Sprache sind aus dieser Perspektive keine präexistierenden Systeme in dem Sinne, dass der konkrete Mensch sie bereits vor seiner Sozialisation in sich trüge. Vielmehr sind sie präexistierend in dem Sinne, dass in der Gesellschaft, in die der Mensch hineingeboren wird, bereits ein soziales System und eine Sprache vorhanden sind. In diese vorhandene Situation muss der Mensch sich einfinden und er tut dies laut Bourdieu (aber auch laut Piaget und anderen¹) nicht als passiver Empfänger einer vorgefertigten sozialen Rolle und einer vorgefertigten Sprache, sondern in einer aktiven Auseinandersetzung mit seiner Umwelt.

Die Strukturierung der sozialen Welt, in die der Mensch hineinwächst, strukturiert dessen sozialisierte Persönlichkeit, die Bourdieu als ‚Habitus‘ bezeichnet (Bourdieu 1999:98). Der Habitus stellt für Bourdieu etwas dar, was er in (freilich nicht zu weit zu führender)² Analogie zu Chomskys generativer Grammatik als ein Prinzip zur regelhaften Improvisation, ein Mittel der kreativen Hervorbringung von Verhalten aller Art betrachtet (Bourdieu 1989a:26; 1999:102f). Die Produkte³ des Habitus können bewusst oder unbewusst sein, passend oder unpassend, gewöhnlich oder selten (Bourdieu 1999: 106f, 116f; 2006:165f). Ihnen allen ist aber gemeinsam, dass sie mehr Sinn enthalten, als dem sie hervorbringenden Akteur bewusst

¹ Beispielsweise könnte man hier noch einmal an Jakobson erinnern (Jakobson 1969:8).

² Als wie begrenzt diese Analogie tatsächlich zu sehen ist, wird insbesondere an Bourdieus Kritik an Chomskys zwischen Modell, Norm und Strukturrealismus oszillierendem Regelbegriff deutlich (Bourdieu 1999:72). Hinzu kommt der grundlegende Widerspruch zwischen Chomskys biologisch-genetischen und Bourdieus erwerbs-genetischen Strukturen.

³ Der Habitus wird auch als produktives Kapital betrachtet (Bourdieu 1987: 195).

ist (Bourdieu 1999:127), und dass sie aus einem komplexen Zusammenspiel früherer Prägungen und aktueller Auslöser hervorgehen (104f).

Obwohl Bourdieu das Wort Prägung selber verwendet (100, 107), wiederhole ich es hier nur ungern, da es stempelartige, mechanistische Einprägung suggeriert, was Bourdieu aber ausdrücklich ablehnt (102ff). Für Bourdieu reagieren Akteure nicht auf objektive, sondern auf interpretierte Situationen (103f), und sie sind immer darauf angewiesen, über passende Schemata zu verfügen, damit eine Situation auf sie einen relevanten Reiz ausüben kann (99).

Wenn man diese Aussagen über den Habitus zusammenfasst, dass dieser etwas Erworbenes ist, das als generative Grammatik der Handlungsmuster die Grundlage zur Hervorbringung aller Praktiken (einschließlich der interpretativen) ist, dies kreativ und regelhaft, so wird es geradezu zwingend, den Habitus auch als Grundlage aller kommunikativen Praktiken zu verstehen. Dass die soziale Welt den Habitus strukturiert impliziert natürlich, dass sie auch seine Kommunikationsfertigkeit strukturiert, die ja in dieser Arbeit als in sozialer Interaktion erworben (und daher als Teil des Habitus) betrachtet wird. Tatsächlich sind Habitus und Kommunikationsfertigkeit nur gemeinsam zu denken. Die Fähigkeit zur Kommunikation ist nicht nur Teil des Habitus, sondern die Kommunikationsakte⁴ werden auch nur im Kontext des Habitus als Ganzem sinnvoll. Wie schon gesagt wird eine Kommunikationsfertigkeit nicht mit dem Interesse eines Sprachwissenschaftlers erworben, der kodifiziert und klassifiziert, sondern mit dem eines Sterblichen, der sie nutzt, um zu leben (Bourdieu 1999:59), der unter der Notwendigkeit steht, etwas zu tun (97). Ohne Interessen jenseits der reinen Kommunikation ergibt sich keine Veranlassung zum Lernen von

⁴ Das Wort ‚Kommunikationsakt‘ meint im Rahmen dieser Arbeit etwa ‚kommunikative Hervorbringung‘. Die naheliegende Parallele zu dem Begriff ‚Sprechakt‘ aus der Philosophie ist ausdrücklich nicht beabsichtigt.

Kommunikation. Gleichzeitig wäre die Unterstellung eines instrumentellen Verhältnisses irreführend. Kommunikationskultur und Sprache sind für Bourdieu habitualisiert, also aus der strukturierenden Wirkung der Umwelt heraus, in Verbindung mit der Eigen-
dynamik des Habitus, in diesen einverleibt.

Weil Kommunikation mittels des Habitus erfolgt, müssen alle allgemeingültigen Aussagen über die Bestandteile des Habitus auch für die kommunikativen Mittel gelten. Wenn der Habitus nun ein System von Schemata bzw. Dispositionen (112f) ist, dann muss sich auch die Fertigkeit, Worte, Grammatik und Sprechakte hervorzu-
bringen, als System von Schemata bzw. Dispositionen begreifen lassen, die situativ gelernt und angewendet werden, und für die daher auch die Besonderheiten der praktischen Logik gelten. Dies eröffnet den Weg zu einer Erklärung für das Entstehen und die Weiterentwicklung des komplexen Systems von Sprache und Kommunikationskultur insgesamt, und zu einer präziseren Betrachtung derselben.⁵

Der Habitus ist deshalb für diese Untersuchung von Kommunikation und Kommunikationskultur, zumal sie sich auf Bourdieus Praxiskonzept bezieht, von höchster Relevanz. Dafür ist kein Rekurs auf Bourdieus explizit auf Sprache bezogene Arbeiten erforderlich, in denen es vor allem um Sprache als Ausdrucks- und Ausübungsmittel gesellschaftlicher Macht geht (v.a. Bourdieu 1985, 2005b). Vielmehr gibt es eine grundlegende innere Beziehung zwischen Habitus und Kommunikation, die sich, um Bourdieus

⁵ Wie Searle völlig richtig anmerkt, untersucht Bourdieu die Sprache nicht als solche, sondern setzt sie in seinen Untersuchungen bereits voraus. Mit der Beschränkung der Betrachtung auf diesen Sachverhalt unterschätzt Searle aber die impliziten Aussagen, die sich von Bourdieus Theorie aus über Sprache treffen lassen (Searle 2006:5).

Vokabular zu verwenden, als Beziehung zwischen ‚modus operandi‘ und ‚opus operatum‘ (Bourdieu 1999:98)⁶ darstellt.⁷

Um hieraus die Konsequenzen ziehen zu können, wird es jedoch notwendig, noch wesentlich gründlicher auf die Details des Habitus-Konzeptes einzugehen.

3.2 Die Genese des Habituskonzepts

Die erste Herausforderung, die aus dem praxeologischen Ansatz folgt, ist, die Beziehung zwischen subjektivem Individuum und objektiven Strukturen zu explizieren. Dabei stellt sich für Bourdieu die Frage wie es kommt, dass das Verhalten von Akteuren objektiv regelhaft und aufeinander abgestimmt ist, ohne auf die Befolgung von Regeln, Anweisungen oder Absprachen zurückzugehen (Bourdieu 1992b:85f; 1999:98ff, 109f). Diese Frage hatte sich bereits Erwin Panofsky in seinem 1951 erschienenen Werk ‚Gothic architecture and scholasticism‘ gestellt. Panofsky hatte die gotische Architektur untersucht und sich gefragt, wie die hohe Übereinstimmung derselben mit der Theologie und Struktur des scholastischen Denkens zustande kommt. Er beantwortete diese Frage, indem er postulierte, dass der Einfluss der scholastischen Lehre, die (als Inhaberin des Monopols für die Vermittlung von Bildung am Ort seiner Untersuchung, dem mittelalterlichen Paris) den Menschen ihrer Zeit bestimmte Denkgewohnheiten einprägte, als ein „Prinzip,

⁶ Diese Begrifflichkeit taucht bereits in dem im folgenden Unterkapitel erwähnten Nachwort zu Panofskys ‚Gothic architecture and scholasticism‘ auf (Bourdieu 1974:151).

⁷ Knobloch kommt, unabhängig von Bourdieu, zu ähnlichen Schlüssen (Knobloch 1994:28f).

das das Handeln regelt“ (Panofsky 1989:18).⁸ Weil sich alle Architekten, Theologen und Philosophen im Paris dieser Zeit in umfassendem Kontakt mit scholastischem Denken befanden, so Panofsky, wird einsichtig, warum sich in den Produkten ihres Denkens (Hier: Bauwerken und Schriften) die gleichen Muster finden (18ff). In seinem Nachwort zur französischen Übersetzung des Buches führt Bourdieu diesen Gedanken weiter, und entwickelt daraus das Konzept einer ‚generativen Grammatik der Handlungsmuster‘ (Bourdieu 1974:150), das er als Habitus bezeichnet.⁹ Dieses Konzept eines kollektiv abgestimmten Unbewussten in Form inkorporierter Dispositionen ermöglicht für Bourdieu die Lösung des eingangs gestellten Problems (Bourdieu 1999:98f).

Den Ausdruck ‚Habitus‘ führt Bourdieu auf die Scholastik zurück, wo er ihm zufolge als Übersetzung für den Begriff der ‚Hexis‘ bei Aristoteles benutzt wurde. In diesem Sinne will Bourdieu unter ‚Habitus‘ etwas durch Erfahrung erworbenes verstanden wissen, dass „in Form bleibender Dispositionen dauerhaft körperliche Gestalt angenommen hat“ (Bourdieu 1993:127), und das als inkorporiertes Kapital (Bourdieu 1987:195) kreativ-produktiv wird. Dabei ist sowohl die Nähe des Wortes zum Ausdruck ‚habitude‘ (Gewohnheit), als auch die Unterscheidung von diesem gewollt, da dieser seiner Auffassung nach mechanische Wiederholung eingewöhnter Schemata implizieren würde (126ff).¹⁰

⁸ Wie Bourdieu selbst schreibt (Bourdieu 2002:117), und sich anhand der Originaltexte leicht nachprüfen lässt (Panofsky 1967; 1987), stammt der *Terminus* Habitus selbst *nicht* von Panofsky, ein Missverständnis, das sich zuweilen in der Sekundärliteratur findet (etwa bei Jurt 2004:10).

⁹ Wenigstens das Wort findet sich aber laut Kraus und Gebauer bereits in der mir nicht vorliegenden Schrift ‚Le déracinement. La crise de l’agriculture traditionnelle en Algérie‘, die Bourdieu 1964 gemeinsam mit Abdelmalek Sayad veröffentlicht hat (Kraus/Gebauer 2002:18).

¹⁰ Auch die Verwandtschaft zu dem Wort ‚habiter‘ entspricht einer naheliegenden Beziehung: Der Habitus ist Produkt und Grundlage des ‚Bewohnens‘ von

Bourdieu's Habituskonzept ist nun wesentlich grundlegender, universaler und differenzierter als die ‚Denkgewohnheiten‘ Panofskys. In seiner Weiterentwicklung durch empirische Untersuchungen und theoretische Reflexion wird der Habitus zu einem der zentralen Bestandteile der bourdieuschen Theorie.

3.3 Der Habitus als Hervorbringer von Übereinstimmung und Unterschieden

In ‚Die feinen Unterschiede‘ untersucht Bourdieu, wie die gesellschaftliche Stellung eines Individuums und seine habituellen Äußerungen, also Einstellungen, Geschmack, Ambitionen usw. in Frankreich zusammenhängen (Bourdieu 1987).¹¹ Um die gefundenen Zusammenhänge zu erklären, verallgemeinert Bourdieu Panofskys Gedanken, um sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die Unterschiede der Habitus und ihrer Produkte fassen zu können.

Der konkrete Habitus erwächst demnach aus seiner spezifischen Geschichte, die bestimmt ist von den objektiven Lebensbedingungen seines Trägers (Bourdieu 1999:98, 112). Zu diesen Lebensbedingun-

Institutionen, welche durch die Habitus der Bewohner erst ermöglicht werden (Bourdieu 1999:107).

¹¹ Ähnliche und ebenso umfangreiche Untersuchungen hatte er, wenn auch mit geringerer öffentlicher Wirkung, bereits in Algerien angestellt, und die theoretischen Konsequenzen u.a. in ‚Entwurf einer Theorie der Praxis‘ bzw. ‚Sozialer Sinn‘ verarbeitet. Hinzu kommen zahlreiche weitere Studien. Der Verweis auf ‚Die feinen Unterschiede‘ ist daher als Beispiel zu verstehen, und soll nicht die Gesamtheit der durchgeführten empirischen Arbeiten verdecken, die letztendlich alle zumindest indirekt an der Theorieentwicklung und Überprüfung beteiligt waren. Für theoretische Aussagen verweise ich nach wie vor allem auf das (bezogen auf die französischen Originalausgaben) ein Jahr später erschienene Buch ‚Sozialer Sinn‘, das die theoretischen Ergebnisse der Forschungen Bourdieus in konzentrierterer Form zusammenfasst.

gen gehören die Mitmenschen, vor allem natürlich die Eltern, weiterhin Institutionen, wie etwa die Schule und schließlich die zur Verfügung stehenden Möglichkeiten aller Art, die wesentlich von der Verfügung über Kapital im weitesten Sinne bestimmt werden (Bourdieu 1985:9-46, 2005a:49ff).¹²

Die verbindende Drittvariable zwischen den Hervorbringern ähnlicher Praktiken liegt für Bourdieu also nicht in speziell einer Lehre wie der Scholastik, sondern allgemein in den Gemeinsamkeiten der persönlichen Entwicklungsgeschichten, die ähnliche Habitus als Erzeugungsgrundlage der Praktiken hervorbringen. Die Unterschiede zwischen den Habitus liegen entsprechend begründet in Unterschieden der Entwicklungsgeschichten ihrer Träger und der daraus hervorgehenden Habitus (Bourdieu 1999:112f).

Die Auflösung der Betrachtung der sozialen Welt lässt sich nun, abhängig vom Interesse, wie bei einem Mikroskop prinzipiell beliebig grob oder scharf einstellen: Eine eher grobe Betrachtung verrät etwas über Schulabschlüsse, Jahreseinkommen, Wahlverhalten und ähnliches, eine sehr hohe Auflösung nimmt etwa die Feinheiten des Geschmacks, der unbewussten Gestik und des Weltbildes auf. Die Auflösung lässt sich soweit treiben, bis jeder seinen nur ihm selbst eigenen, unverwechselbaren Habitus besitzt.

Den Zusammenhang zwischen individuellen Habitus und Klassenlagen fasst Bourdieu folgendermaßen zusammen:

„Zwar ist ausgeschlossen, daß *alle* Mitglieder derselben Klasse (oder auch nur zwei davon) *dieselben Erfahrungen* gemacht haben, und dazu noch *in derselben Reihenfolge*, doch ist gewiß, daß jedes Mitglied einer Klasse sehr viel größere Aussichten als ein Mitglied irgendeiner anderen Klasse hat, mit den für seine Klassengenossen häufigsten Situationen konfrontiert zu werden: die objektiven Struk-

¹² Bourdieu zählt hierzu neben Besitz auch Beziehungen, Anerkennung und Fertigkeiten (Bourdieu 1998:108ff; 2005a:49ff).

turen, von der Wissenschaft in Form der Wahrscheinlichkeit des Zugangs zu Gütern, Dienstleistungen und zur Macht erfaßt, prägen über stets konvergente Erfahrungen, die einem sozialen Milieu mit seinen ‚geschlossenen‘ Laufbahnen, unerreichbaren ‚Positionen‘ und ‚verbauten Ausichten‘ das *Gesicht* geben, [...] die Kunst, die objektive Zukunft vorwegzunehmen, den Sinn der Realität oder der Realitäten, der mit Sicherheit die bestverborgene Grundlage der Wirksamkeit dieser Strukturen ist.“ (Bourdieu 1999:112)

Verschiedene Habitus, die unter ähnlichen Bedingungen entstanden sind, stehen daher in einem Verhältnis der ‚Homologie‘ zueinander, d.h. die Habitus von einander im sozialen Raum nahestehenden Personen sind ‚strukturelle Varianten‘¹³ des ‚Klassenhabitus‘ (Bourdieu 1999:113).

3.4 Die Genese des Habitus

Die Aussage, dass ähnliche Entstehungsbedingungen zu ähnlichen Habitus, und unterschiedliche Entstehungsbedingungen zu unterschiedlichen Habitus führen, klingt noch relativ mechanisch und schematisch. Eine solche Betrachtungsweise wird aber weder der empirischen Wirklichkeit, noch dem Habitusbegriff gerecht. Entstehung und Anwendung des Habitus findet statt in der praktischen Auseinandersetzung mit der direkten Umwelt und ist nur unter Berücksichtigung dieser Praxis zu verstehen.

Den Habitus aus genetischer Perspektive anzugehen hat dabei konzeptionelle Gründe. Obwohl der Entstehung und Weiterentwicklung des Habitus in *jeder* Darstellung des Habitus zentrale Bedeu-

¹³ D.h. sie sind von denselben objektiven Bedingungen strukturierte Strukturen, die deshalb weitgehender ungestimmter Übereinstimmung unterliegen, ohne deshalb austauschbar zu sein (Bourdieu 1999:111ff).

tung zukäme, werden diese Aspekte in der Rezeption oft vernachlässigt. Dies führt, wie Bourdieu etwas frustriert feststellt, dann oft zu einer Darstellung des Habitus als ‚monolithisch‘ (ohne innere Widersprüchlichkeiten), ‚unabänderlich‘ (unabhängig von Umgebungseinflüssen), ‚schicksalhaft‘ (bereits im Keim alle künftigen Handlungen vorherbestimmend) und ‚ausschließlich‘ (ohne Raum für bewusste Entscheidungen) das Handeln determinierender Instanz (Bourdieu 2001:83).

Das Gewicht von vornherein auf den Aspekt der Entstehung und *Transformation* des Habitus zu legen soll den Begriff an dieser Stelle vor solchen reduktionistisch-dogmatisierenden Deutungen bewahren und dazu einladen, ihn als *Mittel* zur Erfassung von Persönlichkeiten als *empirische Kausalsysteme* zu begreifen, die in ihrer individuellen Variante der sozialen Entwicklung solche von der Abstraktion hervorgebrachten theoretischen Grenzen nicht kennen.

Der Habitus nach Bourdieu ist nicht widerspruchsfrei, nicht statisch, kein blindes Schicksal und er beinhaltet auch keine Verneinung des Bewusstseins. Er ist aber auch kein einem freien Bewusstsein gegenübergestelltes ‚Werkzeug‘, über das dieses nach Belieben verfügen könnte. Der Habitus ist vielmehr gedacht als das Erzeugungsmittel *aller* Praktiken des Akteurs – also aller Handlungen, Auswahlentscheidungen, Wahrnehmungen, Interpretationen und Gedanken, ja sogar allen unbewussten körperlichen Verhaltens (Bourdieu 1999:102, 129).¹⁴ Das Bewusstsein, das freilich seine Rolle spielt, ist dabei zu denken als auf dem Unbewussten des Habitus fußend (Bourdieu 2001:18, 83). Aus dieser umfassenden Bedeutung des Habitus für die menschliche Praxis folgt nun, dass der Prozess der Auseinandersetzung mit der Umwelt, dessen

¹⁴ Der persönliche ‚Stil‘ (um einem weiteren Missverständnis vorzubeugen) eines Akteurs ist damit zwar ein Nebeneffekt der inneren Systematik des Habitus, nicht aber, wie man aus der umgangssprachlichen Wortverwendung erwarten könnte, sein wesentlicher Inhalt.

Produkt der Habitus ist, immer gleichzeitig *mittels* des Habitus geführt wird. Als Erzeugungsgrundlage sämtlicher Praktiken ist der Habitus sowohl Ergebnis als auch *Grundlage* seiner Prägungen. Anwendung und Weiterentwicklung des Habitus sind nicht voneinander zu trennen (Bourdieu 1999:101, 107).¹⁵ Die Entstehung des Habitus spielt sich dabei weitgehend außerhalb des Bewusstseins ab, und selbst in Fällen, in denen das Bewusstsein stark beteiligt ist, gerät der Entstehungsprozess, wie Bourdieu im Anschluss an Durkheim bemerkt, zumeist schnell in Vergessenheit (Bourdieu 1993:79; 1999:105).¹⁶ Daraus folgt, in Verbindung mit dem oben erwähnten Gegensatz zwischen Ausübung und Reflexion von Praxis, dass der Akteur die Grundlagen seines eigenen Verhaltens nicht kennt (Bourdieu 1999:127).

Obwohl die Weiterentwicklung des Habitus im Verlauf des Lebens des Akteurs niemals zum Stillstand kommt (dafür wäre es erforderlich, dass der Akteur *jegliche* Praktiken einstellt), ist der Habitus in seiner Entwicklung relativ träge. Der Grund hierfür liegt in der Rolle, die die bisherigen Prägungen bei seiner Weiterentwicklung spielen. Nicht nur, dass sie die Mittel bilden, durch die die neuen Erfahrungen verarbeitet werden; Bourdieu ist auch der Ansicht, dass der Habitus dazu tendiert, Erfahrungsmöglichkeiten anzusteuern, die die bestehenden Neigungen verstärken, und sich gar ein Milieu zu schaffen, dass seine Neigungen zusätzlich

¹⁵ Man vergleiche hierzu die Äquilibration der kognitiven Strukturen nach Piaget, wo ebenfalls davon ausgegangen wird, dass neue Strukturen durch Transformation bestehender Strukturen hervorgebracht werden, in einem Prozess, der lebenslang nicht zum Stillstand kommt (Piaget 1973a:12ff; 1976).

¹⁶ Die nicht bewussten Anteile des Habitus, insbesondere der ‚praktische Sinn‘, sind es auch, die Degkwitz dazu bringen, in der praxeologischen Betrachtungsweise ein vielversprechendes Konzept für die Suchtforschung und Behandlung zu sehen (Degkwitz 2005). In ähnlicher Weise sieht Lilge im Habituskonzept und der bourdieuschen Soziologie insgesamt Potentiale für die Psychotherapie (Lilge 2006).

verstärkt, indem es seine Produkte honoriert (Bourdieu 1999:113f). Erfahrungen, die geeignet sind, bisherige Neigungen in Frage zu stellen, werden hingegen eher gemieden.

In der Folge haben frühere Erfahrungen einen überproportional großen Einfluss auf die aktuelle Ausformung des Habitus (Bourdieu 1999:101, 113).

Aus diesem zirkulären Verhältnis zwischen Habitus und Praxis entsteht die Eigendynamik, die Bourdieu dem Habitus zuspricht,¹⁷ und die es ermöglicht, dass ein Akteur eine relativ konstante Persönlichkeit aufweist, verhältnismäßig stabile Einstellungen und verlässliche Handlungsweisen, aber wie gesagt in seiner Entwicklung auch ausgesprochen träge ist und bei sich zu rasch ändernden Umgebungsbedingungen beginnt, unpassendes oder gar absurdes Verhalten an den Tag zu legen (116f).¹⁸

Der Habitus ist also keine unsichtbare Hand, die das Leben des Akteurs zum Besten lenkt (100f), und auch nicht in erster Linie ein Erkenntnismittel. Erkenntnis fungiert im Habitus als ein Mittel zur Bewältigung des praktischen Lebens, und sie wird im Allgemeinen nach Maßgabe der praktischen Erfordernisse, der „Suche nach Maximierung des Ertrags der Mühe“ (166) eingesetzt. Der Habitus zielt nicht auf Wahrheit, nicht einmal auf maximale Effizienz oder Effektivität im Sinne einer durch geistige Durchdringung zu bewältigender Probleme ermöglichten Rationalisierung (166f). Dennoch

¹⁷ Interessant ist in diesem Zusammenhang wiederum ein Vergleich mit dem Konzept der Äquilibration bei Piaget (siehe unten). Bereits in ‚Psychologie der Intelligenz‘ schreibt Piaget, dass das eigendynamische Gleichgewichtsstreben der Intelligenz, unterstützt durch elementare Erkenntnisfunktionen wie u.a. das Gedächtnis, diese „von ihrem ursprünglichen Haften am *hic et nunc* befreit.“ (Piaget 1947:12)

¹⁸ Don Quichotte ist das von Bourdieu in diesem Zusammenhang gern angeführte Paradebeispiel, welches er wiederum von Marx bezieht (Bourdieu 1999:116f). An anderer Stelle schreibt Bourdieu gar fast terminologisch vom ‚Don-Quichotte Effekt‘ (Bourdieu 1987:188).

ist das von ihm produzierte Verhalten ‚vernünftiger‘ als man erwarten könnte, eben weil er auf sinnvolles Verhalten unter den Bedingungen, unter denen er geprägt wurde, auf die Vorwegnahme der bereits eingetretenen Folgen des von ihm produzierten Verhaltens eingestellt ist (Bourdieu 1999:114; 2001:82; Bourdieu/Wacquant 2006:163f). Im Ergebnis zielt seine Tätigkeit vielmehr schlicht darauf, möglichst bequem von einem Tag zum Nächsten zu kommen. Das Reflektieren und Optimieren aufgeklärter Menschen ist aus dieser Perspektive eine relativ spät auftretende und letztlich nachgeordnete Funktion (Bourdieu 1999:166f; Bourdieu/Wacquant 2006:165f).

Die Überwindung der Alternative zwischen frei reflektierendem Individuum und Strukturen ohne autonomes Subjekt fokussiert sich bei Bourdieu um den Begriff der ‚Strategie‘, den er dem strukturalistischen Regelbegriff entgegensetzt (Bourdieu 1992b). Vom Regelbegriff sagt Bourdieu, dass man dabei nie wisse,

„ob unter ‚Regel‘ ein juristisches oder quasi juristisches Prinzip zu verstehen ist, das von den Akteuren mehr oder minder bewußt hervorgebracht und gehandhabt wird, oder eine Gesamtheit von objektiven Regelmäßigkeiten, die sich jedem aufzwingen, der in ein Spiel eintritt. [...] Man kann aber auch noch eine dritte Bedeutung im Kopf haben: ‚Regel‘ als ein vom Wissenschaftler [...] erarbeitetes Modell.“ (Bourdieu 1992b:81)

Dem gegenüber stellt Bourdieu die ‚Strategie‘ als Produkt des ‚praktischen Sinns‘, also der praktischen Beherrschung der immanenten Logik des jeweiligen Spiels mit seinen Möglichkeiten und inneren Notwendigkeiten (Bourdieu 1992b:81). Die Strategie ist nun gedacht als ein Produkt teilweise intentionalen Handelns, das aber nach Prinzipien organisiert ist, deren objektive Wahrheit (aus der sich die effektive Strategie erst ergibt) dem Akteur nicht direkt zugänglich ist. Man muss insofern unterscheiden zwischen subjektiven

und objektiven Strategien, wobei die subjektiven Strategien diejenigen sind, die der Akteur bewusst verfolgt, und die er unter Umständen auch auf Nachfrage angeben könnte, während die objektiven Strategien implizit in das System der Dispositionen des Akteurs eingeschrieben, und diesem somit nicht direkt zugänglich sind (Bourdieu 1999:114ff). Subjektive und objektive Strategien sind dabei ineinander verschränkt, d.h. das subjektive Handeln ist Teil der objektiven Strategien. Von objektiven Bedingungen hervorbrachte Dispositionen bringen subjektiv intentionale Praktiken hervor, die nach objektiven Prinzipien organisiert sind (und die in dieser Organisation objektive Strategien ergeben), von denen der Akteur subjektiv nichts weiß. Die Praktiken scheinen auf die Vorwegnahme ihrer eigenen Folgen ausgerichtet zu sein, sind aber tatsächlich durch die bereits eingetretenen Folgen äquivalenter Praktiken in der Vergangenheit bestimmt, und somit eigentlich auf die Vergangenheit ausgerichtet (ebd.). Der Anschein eines in die Zukunft gerichteten zielorientierten Handelns entsteht dadurch, dass die Bedingungen, unter denen die Erzeugungsschemata angewendet werden, homolog zu denjenigen Bedingungen sind, welche diese die Praktiken erzeugenden Schemata hervorgebracht haben (und auch nur, insofern dies der Fall ist – die ‚Blindheit des Uhrmachers‘ zeigt sich dann, wenn die Dispositionen auf ein Milieu treffen, das von dem, welches sie hervorgebracht hat, zu weit entfernt ist). Die Abstimmung von Praktiken auf die objektiven Bedingungen kann soweit gehen, dass die Handlungen verschiedener Akteure mit zueinander passenden Habitus ineinander-greifen, als würden sie auf die Reaktionen des jeweils anderen abzielen – was subjektiv aber nicht der Fall sein muss (Bourdieu 1999:114ff).

Dies lässt sich sehr gut an Bourdieus Ausführungen zum kabyliischen Gabentausch zeigen. Der Gabentausch, so Bourdieu, funktioniert hier nur durch die Verleugnung seiner objektiven Systematik. Der zwangsläufig erscheinende Wechsel von Gabe und (der ersten Gabe angemessener) Gegengabe funktioniert in der

Praxis unter der Bedingung, dass die einzelne Gabe als großzügige Geste wahrgenommen wird, wodurch eine Schuld entsteht, die dann durch eine entsprechende Gegengabe abgetragen wird. Handlungen, die die in der totalisierten, objektivistischen Betrachtung erkennbare Zwangsläufigkeit der Gegengabe entlarven, werden hingegen als Beleidigung aufgefasst. Dazu gehört, dass die Gegengabe nicht mit der Gabe identisch sein darf, und dass zwischen Gabe und Gegengabe ein angemessener Zeitabstand eingehalten werden sollte, damit nicht der Eindruck aufkommt, der Beschenkte wolle sich eilig einer Schuld entledigen und nicht in der Schuld des Schenkers stehen (womit dem Schenker eventuell auch unterstellt würde, er habe sein Geschenk nur in Erwartung des Gegengeschenks gemacht, und somit eigennützig gehandelt). Dies erfolgt, wohlgermerkt, nicht aus der zynischen Berechnung von Wissenden, die lediglich den Schein wahren wollen, sondern aus einem ‚Sinn für das Spiel‘ heraus, der dem Akteur zwar sagt, was *konkret* zu tun ist, ihm jedoch keinen ‚Feldherrenblick‘¹⁹ auf die Gesamtheit des Geschehens gestattet (192ff).

Die Fähigkeit des Habitus zur Ausbildung von passenden strategischen Systemen wird für Bourdieu gestützt durch die Fähigkeit, ‚Strukturhilfen‘ zu benutzen (136ff).²⁰ Weil das ‚Spiel‘, in das der Akteur hineinwächst, selbst strukturiert ist, ist der Akteur von der Notwendigkeit entbunden, jeden einzelnen Fall zu erlernen. Vielmehr kann er sich auf wenige „Prinzipien von praktischer Schlüssigkeit“ (Bourdieu 1999:137) verlassen, die in ihrer Kombinatorik (172)

¹⁹ Eine Metapher, die Bourdieu von Virginia Woolf entlehnt (Bourdieu 1989a: 33).

²⁰ Man vergleiche hierzu Piagets Analyse des Lernens. Piaget zeigt, dass Lernen nicht durch mechanische Einprägung vor sich geht, sondern durch methodische Verbindung von Schemata. Das bestehende System von Schemata lenkt dabei in seiner Entwicklung die Suchbewegung des Organismus in einer Weise, die man in anthropomorpher Näherung fast mit dem Aufstellen von Hypothesen vergleichen könnte (Piaget 1947:111).

für eine Vielzahl von Situationen passende Praktiken (und auch neue generative Elemente) hervorbringen können und den Akteur mit einem ‚Sinn für das Spiel‘ ausstatten, ihn also befähigen, sich (bei weitgehend unveränderten Anwendungsbedingungen) ohne Reflexion sinnvoll im Spiel zu bewegen (Bourdieu 1992b:84ff).

Das ‚Spiel‘, das Bourdieu häufig als Metapher benutzt, ist dabei, wie Bourdieu betont, nicht zu verstehen als ein Regelsystem, sondern als eine Tätigkeit, die *Regelmäßigkeiten* gehorcht, die ihrerseits von dem systematischen Zusammentreffen von Habitus und Situation produziert werden (ebd.).

Schließlich lässt sich die Konzeption des Habitus auf die oben (in Kapitel 2) diskutierten Probleme objektiver Forschung beziehen. Der Habitus liefert als „*nicht ausgewählte [...] Grundlage* aller ‚Auswahlentscheidungen‘“ (Bourdieu 1999:114) einen wesentlichen Teil der theoretischen Basis für Bourdieus Forderung nach der ‚Objektivierung der Objektivierung‘, der methodischen Arbeit daran, durch Objektivierung der Person des Wissenschaftlers, seiner sozialen Situation und seinem Verhältnis zum Gegenstand der Forschung, die von ihm ausgehenden Effekte im Forschungsprozess unter Kontrolle zu bringen. Als Modell der unwissenschaftlichen Grundlage wissenschaftlicher Rationalität verweist er auf die Grenzen und somit auch auf die *Erfordernisse* wahrhaft wissenschaftlichen Denkens.

4. Der Habitus als System von Schemata

Es ist der Verdienst Omar Lizardos, als wohl im deutsch- und englischsprachigen Raum Erster (und meines Wissens bislang Einziger) die Bedeutung der Arbeiten Piagets für Bourdieus Habituskonzept herausgestellt zu haben (Lizardo 2004).¹ Dies ist schon für sich genommen erstaunlich, denn auch wenn Bourdieu diese Wurzel seiner Theorie kaum ausdrücklich benennt, sind die Parallelen doch so auffällig, dass sie jedem Kenner beider Autoren ins Auge stechen müssten. Schon, dass Bourdieu seine Theorie als ‚genetischen Strukturalismus‘² bezeichnet (Bourdieu 1989a:34f), sollte hellhörig machen, denn Piaget klassifiziert sein Konzept ebenfalls in dieser Weise (Bringuier 2004:69). Eine Übereinstimmung, die umso mehr Interesse verdient, weil die Berücksichtigung genetischer Komponenten unter Strukturalisten keineswegs selbstverständlich ist. Für Bourdieu und Piaget sind Strukturen jedoch etwas, das nicht einfach da ist, oder nur die Ausführung eines Plans darstellt, sondern etwas, das in einem Prozess entsteht, und historisch variabel ist. Dass Bourdieu die Idee des genetischen Strukturalismus tatsächlich ähnlich versteht wie Piaget, wird vor allem in dem Kapitel über ‚Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie‘ deutlich, das den Auftakt zu seinem Buch ‚Zur Soziologie der symbolischen Formen‘ bildet (Bourdieu 1974:7ff). Wie Piaget (Piaget 1973a:19ff)

¹ An dieser Stelle sollte allerdings erwähnt werden, dass Kraus und Gebauer (ohne Verweis auf Piaget) die Verwendung des Schema Begriffs in der aktuellen Hinforschung als hilfreich für das Verständnis des Habitusbegriffs erachten (Kraus/Gebauer 2002:63f). Diese kann selbst als maßgeblich durch Piaget beeinflusst angesehen werden (Ekblad 1981:10f).

² An anderer Stelle allerdings auch als ‚konstruktivistischen Strukturalismus‘ (Bourdieu 1992b:135). Berücksichtigt man, welche Rolle Piaget für die Entwicklung des Konstruktivismus gespielt hat, muss dies aber keinen Widerspruch darstellen.

(und auch Lévi-Strauss (ebd.)) bezieht sich Bourdieu auf die Mathematik, wenn er schreibt:

„So wie der Mathematiker der Definition der Geraden als Kurve ohne Krümmung das Prinzip einer generellen Kurventheorie entnehmen kann, erlaubt die Konstruktion eines Reihenmodells, verschiedene soziale Formationen als ebensoviele Realisierungen ein und derselben Transformationsgruppe zu begreifen und auf diese Weise die verborgenen Eigenschaften sichtbar zu machen, die sich nur erfüllen, wenn man sie zu allen anderen, d. h. zum kompletten System der Beziehungen, in dem das Prinzip ihrer strukturellen Verwandtschaft sich ausdrückt, in Relation setzt.“ (Bourdieu 1974:33) Daher hat man „den Schwerpunkt auf die Transformationsgesetze zu legen“ (34).

Nun galt das Interesse Piagets freilich in erster Linie der individuellen Entwicklung, während Bourdieu sich als Soziologe verstand. Daraus erklärt sich vielleicht zum Teil, dass Bourdieu die Arbeiten Piagets zwar inhaltlich verwendet, eine explizite Diskussion derselben jedoch vermeidet. Hinzu kommt Bourdieus generelle Abneigung gegenüber einer öffentlichen, systematischen Präsentation seiner theoretischen Konzepte (Bourdieu 1989a:8; 2001:16; 2002: 117f).

Auch ist zu berücksichtigen, dass Piaget zu der Zeit, in der Bourdieu die grundlegenden Ansätze seiner Theorie konzipierte, noch lebte und arbeitete, Bourdieu zu dieser Zeit also nicht den heute verfügbaren ‚Endstand‘ von Piagets Arbeit kennen konnte. Die Bedeutung dieses Sachverhalts wird allerdings dadurch relativiert, dass Bourdieu Piagets Arbeit wie gesagt nicht im Detail diskutiert, sondern in einem eher allgemeinen Sinne als psychologische Grundlage verwendet.³

³ Für die Anwendung von Bourdieus Konzepten auf Kommunikation könnte Piaget weitere Bedeutung erlangen, hat er doch selbst viel zum Thema Sprache

Die Psychologie im Allgemeinen benennt Bourdieu jedoch sehr wohl ausdrücklich als eine der grundlegenden Gegebenheiten der Soziologie, und bezeichnet die Trennung zwischen Soziologie, Sozialpsychologie und Psychologie als einen ‚Definitionsfehler‘ (Bourdieu 1993:28f). Der Psychologie kommt demnach die Aufgabe zu, grundlegende Gegebenheiten der biologischen Individuen zu erkunden, die die Sozialisierung des heranwachsenden Menschen nutzt (ebd.).

Das Konzept der Schemata, welches Bourdieu von Piaget bezieht, stellt die feinste Mikroebene in Bourdieus Sozialanalyse dar. Es ist der Schlüssel zum Verständnis der inneren Struktur des Habitus, den er ja als ein System von Erzeugungsschemata bestimmt (Bourdieu 1999:102), die in ihrem Zusammenwirken die Erzeugungsgrundlage aller Praktiken bilden. Die Vernachlässigung dieser ‚kognitiven‘ Grundlage des Habitus (Lizardo 2004) machte es schwierig, die kreative und dennoch regelhafte Eigenleistung der individuellen Habitus zu verstehen.⁴

Bevor ich jedoch auf die Details des Schemabegriffs bei Piaget und Bourdieu eingehe, ist es an der Zeit, den Begriff der Struktur näher zu erläutern, wie Piaget ihn aus einer Synthese strukturalistischer Ansätze herausgearbeitet hat (Piaget 1973a). Immerhin spielt der Strukturbegriff in dieser Arbeit eine zentrale Rolle, ist aber

gearbeitet. Eine angemessene Diskussion dieses Aspektes würde den Rahmen dieser Arbeit leider sprengen. Insbesondere die Bedeutung Piagets für die Sprachpsychologie wird unter anderem auch von Knobloch herausgestellt (Knobloch 1994:69ff).

⁴ Dies zeigt sich etwa bei Beer, der Bourdieu unterstellt, er scheitere bei dem Versuch, die voluntaristische Theorieperspektive zu integrieren (den Bourdieu so nie unternommen hat), und gelange zu einem passiven Determinismus, der Eigenaktivität im Sinne Piagets ausschließe (Beer 2006:6ff). Grade der explizite negative Verweis auf Piaget ist einigermaßen kurios, da die Parallelen zwischen den Ansätzen von Bourdieu und Piaget, wie gesagt, eigentlich kaum zu übersehen sind.

gleichzeitig in seinem üblichen Gebrauch uneinheitlich und zuweilen mit wenig erhellenden Alltagsbedeutungen vermengt, so dass eine systematische Darlegung seiner Bedeutung als Terminus an dieser Stelle geboten scheint.

Meine Verwendung des Strukturbegriffs in der vorliegenden Arbeit bedient sich dieser Definition, wie auch, meiner Auffassung nach, Bourdieus Verwendung des Strukturbegriffs zumindest im Einklang mit dieser Definition steht.⁵

4.1 Der Strukturbegriff des Strukturalismus nach Piaget

Der Strukturbegriff im Strukturalismus hat eine Geschichte, die weder mit Piaget ihren Anfang nimmt, noch mit der Definition, wie sie Piaget diesem Begriff zuweist. Der Begriff der Struktur wurde vielmehr in den verschiedensten Zusammenhängen und verschiedenen Bedeutungen verwendet. Wenn Piaget den Versuch unternimmt, in einer ‚Synthese‘ einen den verschiedenen Ansätzen gemeinsamen Begriff herauszuarbeiten, so beruft er sich zwar auf tatsächlich vorhandene Gemeinsamkeiten, geht aber über die Suche nach einem kleinsten gemeinsamen Nenner hinaus (Piaget 1973a:7ff). Was Piaget meines Erachtens betreibt ist die Suche nach einem *idealen* gemeinsamen Nenner, nach der fortschrittlichsten, fruchtbarsten und allgemeinsten Definition. Piaget bezieht in Bezug auf die Definition des Strukturalismus eine eigene Position und widerspricht damit

⁵ Insofern möchte ich auch Janning widersprechen, wenn dieser Bourdieu eine undifferenzierte Verwendung des Strukturbegriffs unterstellt (Janning 1991:35). Janning stolpert hier über die Verwendung des Begriffs ‚Struktur‘ sowohl für soziale als auch für habituelle Strukturen (ebd.), was wiederum auf das Fehlen der Kenntnis der kognitiven Grundlage des Habitus, der Entwicklungspsychologie Piagets hinweist.

(mehr oder weniger grundsätzlich) anderen Autoren, die das Etikett des ‚Strukturalismus‘ für sich beanspruchen (12, 67ff, 131ff). Wenn man bedenkt, welches Gewicht Piaget in seinen Ausführungen zum Strukturalismus (Piaget 1973a) dem genetischen Aspekt zukommen lässt, und dass er sich als (meines Wissens) erster als ‚genetischer Strukturalist‘ einordnet (Bringuier 2004:69), zeigt sich, dass Piagets Diskussion des Strukturbegriffs zwar in Bezug auf den ‚Strukturalismus‘ insgesamt erhellend ist, dass deren eigentliche Bedeutung jedoch im Gewinn für das Verständnis der Arbeit Piagets selbst und der sich auf ihn beziehenden Autoren liegt.

In seiner Eigenschaft als Professor für Wissenschaftstheorie und -geschichte⁶ hat Piaget sich gründlich mit den allgemeinen Grundlagen und Ursprüngen des strukturalistischen Denkens beschäftigt. In dem später erschienen Buch ‚Der Strukturalismus‘ (Piaget 1973a) fasst er seine Erkenntnisse als Synthese aus den verschiedenen strukturalistischen Ansätzen zusammen. Zwar ist Piaget nicht der ‚Erfinder‘ des Strukturalismus,⁷ doch seine systematische Darstellung ist wie gesagt sehr erhellend, und kann meines Erachtens als Grundlage zum Verständnis des Begriffs nicht nur bei Piaget, sondern auch bei dem genetischen Strukturalisten Bourdieu dienen.

Eine ‚Struktur‘ bestimmt Piaget, kurz zusammengefasst, als „ein in sich selbst abgeschlossenes Transformationssystem“ (9). Im Weiteren führt Piaget drei definierende Grundeigenschaften auf: Ganzheit, Transformation und Selbstregelung.

⁶ Ein Gebiet, das für Bourdieu, im positiven Sinne, Ernsthaftigkeit und Strenge in der Philosophie verkörpert, und mit dem er sich eingehend beschäftigt hat (Bourdieu et al. 1986:143). Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Einführung von Jurt, der seine Ausführungen von diesem Aspekt her aufbaut (Jurt 2008).

⁷ Dieses Verdienst spricht Piaget Saussure zu, der Piaget zufolge jedoch nicht von ‚Struktur‘, sondern von ‚System‘ sprach (Piaget 1973a:73).

Bourdieu's Skepsis gegenüber theoretischen Begriffen im Hinterkopf sollte man sich nicht verleiten lassen, ihm an dieser Stelle eine hypothetisch-deduktive Haltung unterzuschieben – die drei angesprochenen Punkte finden sich jedoch meines Erachtens sämtlich in seiner Arbeit wieder. Den Habitus etwa beschreibt Bourdieu als ein System (Ganzheit) von Erzeugungsschemata, das geregelten *Transformationen* unterliegt, und alle und nur diejenigen Produkte hervorbringen kann, die von den Grenzen seiner eigenen Hervorbringung bestimmt sind (Selbstregelung) (Bourdieu 1999:102f).⁸ Für ausschlaggebend hält Bourdieu, in Übereinstimmung mit Piaget (Piaget 1973a:10ff), im Bezug auf den Strukturalismus jedoch die strukturelle Methode selbst:

„Die philosophischen Auslegungen, die sich eine Zeitlang um den Strukturalismus rankten, vergaßen und machten vergessen, was gewiß die entscheidende Neuheit war: daß mit ihm die strukturelle *Methode* oder einfacher das relationale Denken in die Sozialwissenschaften eingeführt wurde, das mit dem substantialistischen Denken bricht und dazu führt, jedes Element durch die Beziehungen zu charakterisieren, die es zu anderen Elementen innerhalb eines Systems unterhält und aus denen sich sein Sinn und seine Funktion ergeben.“ (Bourdieu 1999:11f)

Im Folgenden sollen die drei Grundeigenschaften einer Struktur nach Piaget näher dargestellt werden.

⁸ Wobei Bourdieu aber darauf hinweist, dass vollständige Selbstregelung hier nur scheinbar auftritt, und zwar dann, „wenn die Bedingungen, unter denen der Habitus fungiert, immer noch gleich oder ähnlich den Bedingungen sind, unter denen er gebildet wurde“ (Bourdieu 1999:116)

4.1.1 Ganzheit

Die ‚Ganzheit‘ ist die grundlegendste Eigenschaft einer Struktur. Sie entspricht ungefähr dem, was schon Ehrenfels in seinem berühmten Aufsatz ‚Über Gestaltqualitäten‘ (Ehrenfels 1890) beschrieben hatte, und später zur Grundlage der Gestalttheorie und Gestaltpsychologie wurde: Ein Zusammenhang von miteinander in Beziehung stehenden Teilen kann als ‚Ganzes‘ Eigenschaften besitzen, die sich nicht auf einzelne Bestandteile des Ganzen zurückführen lassen. Diese Eigenschaften ergeben sich nicht aus einer Aufsummierung von Teileigenschaften einzelner Bestandteile, und können gar im Gegenteil erhalten bleiben, wenn sich *alle* Bestandteile des Zusammenhangs ändern, aber die Verhältnisse zwischen den Elementen gleich bleiben. Das bekannteste Beispiel ist hier die Melodie: Der Höreindruck hängt nicht nur von dem aktuell erklingenden Ton ab, sondern auch von den zuvor erklingenden Tönen und deren Reihenfolge (Ehrenfels 1890:251ff). Jedes Austauschen von Tönen durch andere (auch wenn nur die Plätze von Tönen in der Reihenfolge vertauscht werden) verändert die Melodie. Als dieselbe Melodie wird sie aber erkannt, wenn man alle Teile in gleicher Weise verändert, indem man die Melodie in eine andere Tonart transponiert (258ff).

Eine ‚Struktur‘ nach Piaget ist, damit weitgehend übereinstimmend, ein Zusammenhang von Elementen, der (im Unterschied zu einem ‚Aggregat‘, das als aus von einander unabhängigen Elementen bestehend gedacht ist) über von den einzelnen Teilen unabhängige Eigenschaften verfügt (Piaget 1973a:10). Eine ‚Struktur ist auch zu unterscheiden von einer ‚Gestalt‘, die allerdings nach Piaget der Entwicklung des Strukturbegriffs Pate stand (52ff). Der hier wichtigste Unterschied zwischen einer ‚Gestalt‘ und einer ‚Struktur‘ ist, dass die ‚Glieder‘ einer Gestalt, im Gegensatz zu den ‚Elementen‘ einer Struktur, über keine eigenständige Existenz verfügen, sondern sich erst aus dem Ganzen heraus ergeben. Für Piaget ist es jedoch unzureichend, die Methode der Atomisten, aus den einzelnen

Teilen das Komplexe zu erschließen, umzukehren, indem das Komplexe an den Anfang der Untersuchung gesetzt wird. Stattdessen fordert Piaget, die Aufmerksamkeit auf die Beziehungen zwischen den Elementen zu richten, das ‚Ganze‘ als Resultante seines Aufbaus zu beschreiben (11).

Weil die Eigenschaften der Struktur sich nicht einfach aus denen der einzelnen Teile zusammensetzen, sondern aus der Gesamtkonstellation resultieren, ergibt es für Piaget zwar keinen Sinn, einzelne Teile für sich, ohne Bezug zu ihrer Position im Ganzen der Struktur zu untersuchen. Ebenso wenig Sinn ergibt es für Piaget aber, das Ganze ohne Berücksichtigung seiner Elemente und deren Beziehungen untereinander zu untersuchen, welche dieses Ganze erst hervorbringen und seine Eigenschaften determinieren. Die ‚Systemeigenschaften‘⁹ werden für Piaget von den den Elementen innewohnenden Aufbaugesetzen hervorgebracht, denen die Elemente der Struktur unterliegen und die auch deren konkreten Aufbau bestimmen (Piaget 1973a:10ff).

‚Strukturalismus‘ ist für Piaget insgesamt weniger eine Theorie oder gar Doktrin, sondern vielmehr eine Forschungsmethode, die verlangt, den Fokus auf die Beziehungen zwischen den Elementen des Forschungsgegenstandes zu richten, und das Ganze und seine Teile wechselseitig auseinander zu bestimmen (11, 137).

⁹ ‚Systemeigenschaft‘ ist der Terminus, den ich in dieser Arbeit für jene Eigenschaften wähle, die ein Zusammenhang von Elementen durch das Verhältnis seiner Elemente zueinander erhält, die aber nicht auf einzelne seiner Bestandteile zurückgeführt werden können, unabhängig davon, ob der Zusammenhang von Elementen alle Eigenschaften einer Struktur perfekt erfüllt.

4.1.2 Transformation¹⁰

Den Begriff der ‚Aufbaugesetze‘ löst Piaget in dem der ‚Transformationen‘ auf, in dem Sinne, dass er die Aufbaugesetze als das bestimmt, was eine Struktur *aus einer vorherigen hervorbringt*, also eine Struktur aus einem früheren Zustand in einen späteren befördert. Die Transformationsgesetze sind die kausalen (oder, im Fall von logischen Strukturen: definitorischen) Verhältnisse, die den Bezug zwischen den Teilen des Ganzen herstellen, und ihrer Gesamtheit durch Wechselwirkungen erst den Aufbau und die Systemeigenschaften der Struktur erzeugen. Logische Strukturen sind in diesem Zusammenhang ein Sonderfall, weil die Operationen, die für ihren Aufbau erforderlich sind, im Prinzip zeitlos sind („denn $1 + 1$ ‚gibt‘ unmittelbar 2 , und 3 ‚folgt‘ ohne Zeitintervall auf 2 “ (Piaget 1973a: 14)). Daher kann man bei logischen Strukturen nicht von ‚Kausalität‘ im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen – der Grund für die Art und Weise des Aufbaus liegt hier in den zugrundeliegenden Definitionen, die Struktur liegt mit diesen Definitionen aber implizit bereits vollständig vor.¹¹ Im Gegensatz zu diesen logischen Strukturen werden empirische Strukturen durch Operationen aufgebaut, die nicht notwendigerweise reversibel sind (Piaget 1973a:17).¹² Was beiden Arten von Strukturen gemeinsam bleibt ist aber, dass sie durch Aufbauoperationen bestimmt sind, und durch weitere Opera-

¹⁰ Bourdieu schreibt, dass das konstruierte reine Modell die Möglichkeit bietet, „unterschiedliche soziale Formen als Realisierungen ein und derselben Gruppe von Transformationen zu behandeln.“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991: 63f).

¹¹ Bourdieu diskutiert die Problematik der Zeitlichkeit Strukturen u.a. anhand ihrer Vernachlässigung bei Lévi Strauss in Bezug auf den Gabentausch (Bourdieu 1999:180f, 193ff).

¹² Nicht umsonst betont Piaget, dass „die Existenzweise der Struktur [...] in jedem besonderen Forschungsbereich zu präzisieren ist.“ (Piaget 1973a:9)

tionen in andere Strukturen transformiert werden können (Piaget 1973a:12ff).¹³

4.1.3 Selbstregelung

Die Transformation der Struktur erfolgt durch gesetzmäßige Operationen. Diese erfolgen innerhalb von Grenzen. Die dabei von den Transformationsprozessen hervor-gebrachten neuen Elemente werden Teil derjenigen Struktur, die sie hervorgebracht hat, und unterliegen ihren Gesetzen. Eine derart selbstgeregelt (und dadurch relativ abgeschlossene und stabile) Struktur kann nach Piaget aber dennoch eine Unterstruktur anderer, größerer Strukturen darstellen.

Die Selbstregelung macht Strukturen zu eigendynamischen Systemen mit der Fähigkeit zur Selbsterhaltung durch dynamische Reproduktion. Dadurch wird die Geltung des Strukturbegriffs auf Systeme eingeschränkt, die über genügend Beständigkeit verfügen, um als solche von wissenschaftlichem Interesse zu sein. Darüber sollte aber nicht vergessen werden, dass auch Systeme denkbar sind, die nicht über alle erforderlichen Merkmale verfügen, um als Struktur gelten zu können.

¹³ Hieraus sollte klar werden, was die genetische Perspektive der Betrachtung hinzufügt: in dem sie untersucht, was den jeweiligen Zustand aus einem vorherigen hervorbringt, lenkt sie die Aufmerksamkeit von der Deskription eines synchronisch vorhandenen auf die diesem innewohnenden Kausalitäten, und ermöglicht damit die Konstruktion von Modellen, die sich unter Bezug auf empirische historische Verläufe weiterentwickeln lassen.

4.2 Das Schema bei Piaget

Bei Piaget ist ein Schema eine erlernte Operation (oder eine Sequenz von Operationen), die reaktivierbar ist (Piaget 1947:11, 75). Eine Operation kann ein Wahrnehmungs-, Denk- oder Handlungsakt (10) und somit geistiger oder physischer Natur sein. Schemata sind als System aufeinander bezogen, können aufeinander angewendet und als Folge der Anwendung modifiziert werden.¹⁴ Das System der Schemata¹⁵ ist ein Mittel und ein Ergebnis der Anpassung (Adaptation) (10f), das die Welt (bzw. Stimuli aus der Außenwelt) in seine Struktur integriert,¹⁶ indem es Schemata auf diese anwendet (Assimilation) (Bringuier 2004:76), während es sich gleichzeitig selbst an

¹⁴ Man vergleiche hierzu auch verschiedene Aussagen Bourdieus (Bourdieu 1999:157, 172).

¹⁵ Da ein Schema letztendlich nichts anderes ist als eine Disposition zu einer ausführbaren Handlung oder Operation (Piaget 1947:11), könnte man spitzfindig einwenden, dass das System der den Dispositionen zugrundeliegenden kognitiven Strukturen sachlich etwas anderes ist als die Dispositionen selbst. Einem ‚System von Schemata‘ würden damit die Elemente fehlen. Da Schemata dennoch systemisch aufeinander (bzw. auf die effektiven Verhaltensweisen, zu denen die kognitiven Strukturen den Akteur disponieren, und die ja durchaus Träger und damit einen praktischen Gehalt haben) bezogen sein können, behalte ich diese Ausdrucksweise bei. Gemeint ist damit etwa: „System von Schemata, verstanden als kognitive Struktur, die den Akteur zu bestimmten aufeinander bezogenen Operationen disponiert.“

¹⁶ Hier zeigt sich auch, dass Piaget selbst empirische Strukturen, insbesondere kognitive Strukturen, nicht als *vollständig* selbstgeregelt betrachtet, den Strukturbegriff also mit einer gewissen Unschärfe anwendet. Dies wird besonders deutlich bei einigen seiner Ausführungen zur Adaption (Bringuier 2004:78; Piaget 1947:75).

die Welt anpasst (Akkomodation) (76f).¹⁷ Das System der Schemata ist dabei nicht statisch, sondern dynamisch, und strebt in seiner inneren Bewegung nach einem dynamischen Gleichgewicht (Äquilibrium), welches im Ideal nichts anderes bedeuten würde, als dass die Struktur des Systems in seiner inneren Bewegung gleich bliebe. Allerdings zielt die Entwicklung dieses Prozesses nach Piaget auf immer neue, bessere Gleichgewichtszustände, die die alten nicht ersetzen, sondern weiterentwickeln (Piaget 1976; Bringuier 2004: 77f). Ein abgeschlossenes Gleichgewicht wird nach der Auffassung von Piaget niemals vollständig erreicht (Bringuier 2004:78).¹⁸

Dieses hier kurz zusammengefasste Begriffsgerüst verdient eine nähere Erläuterung. Piaget bezieht den Begriff der Assimilation als Analogie aus der Biologie. Hier spricht man von Assimilation, wenn ein Organismus körperfremde Stoffe in körpereigene Stoffe umwandelt, in Piagets Beispiel etwa ein Kaninchen, das Kohl frisst, und diesen dadurch „zu Kaninchen“ (76) macht. Piaget benutzt den Begriff in seiner Psychologie tatsächlich ähnlich wie in der Biologie. Allerdings geht es ihm nicht um chemische Prozesse, sondern um Verhalten. Was Assimilation in Bezug auf Verhalten meint, ist folgendes: Etwas (ein Sinnesreiz, ein Problem, ein Gegenstand) wird durch Anwendung von (Wahrnehmungs-, Denk- oder Handlungs-) Schemata in das psychophysische System des Akteurs integriert, welches dadurch in der Lage ist, sinnvoll auf die Außenwelt bezogenes Verhalten hervorzubringen (ebd.). Wie dies vor sich geht, und welche Rolle die anderen erwähnten Konzepte dabei spielen, möchte ich am Beispiel des Greifschemas deutlich machen, welches Piaget

¹⁷ Es verdient Erwähnung, dass das Lernen durch Assimilation und Akkomodation nach aktuellen Befunden wahrscheinlich nicht nur durch eigene Tätigkeit, sondern auch indirekt, also durch Beobachtung geschehen kann (Szagun 2006:179; Kesselring 1999:178f).

¹⁸ Man vergleiche hier Bourdieus Beschreibungen statischer Gesellschaften (Bourdieu 1999:101f Fußnote, 117ff) oder auch allgemein der Reproduktionsneigung des Habitus (114).

immer wieder als Beispiel für ein ‚senso-motorisches‘ Schema (also ein Handlungsschema) anführt (u.a. ebd.). Der Akteur (in Piagets Beispiel ein Kleinkind) wendet seine Schemata an, um nach einem Gegenstand zu greifen, und erhält aus dieser Ausübung der Schemata heraus ein Feedback,¹⁹ welches die Assimilation seitens der Struktur leitet und diese modifiziert. Dadurch arbeitet das Feedback wiederum an der Assimilationsfähigkeit des Systems (Piaget 1947: 11). Dieser Prozess der Modifikation von Schemata, den Piaget ‚Akkomodation‘ nennt, ist erforderlich, weil die zu assimilierende Wirklichkeit nicht gleichförmig ist.²⁰ Dies zeigt Piaget am Beispiel des Kleinkindes, das versucht, Gegenstände zu ergreifen. Gegenstände können unterschiedlich geformt sein, unterschiedlich schwer, unterschiedliche Oberflächeneigenschaften aufweisen und sich in unterschiedlichen Entfernungen und Lagen befinden. Verschiedene Griffe nach Gegenständen erfordern daher verschiedene und flexibel anwendbare Schemata (Bringuier 2004:76f).

Die durch die Akkomodation erzeugten Veränderungen sind aber in Art und Umfang begrenzt. Für Piaget baut jede neue Entwicklung der Schemata notwendig auf dem bereits vorhandenen System auf, und kann daher nur in den Grenzen dessen erfolgen, was das vorhandene System ermöglicht (Piaget/Inhelder 1972:153f). Darüber hinaus ist nicht jede durch Akkomodation hervorgerufene Veränderung eine ‚Korrektur‘. Wird ein Schema reibungslos und erfolgreich angewendet, dann führt dies zur Erhaltung des bestehenden Schemas, bzw. der Systemeigenschaften des Systems von Schemata (Piaget 1976:14f, 16ff).

¹⁹ Was ungefähr dem entspricht, was Piaget unter dem Begriff ‚Akkomodation‘ versteht: Die Einwirkung der Umwelt auf den Organismus, die zu einer Veränderung der sich auf sie beziehenden Handlung führt (Piaget 1947:11).

²⁰ Und natürlich, weil der Akteur nicht mit einem fertigen Set von Schemata auf die Welt kommt.

Dieser Anpassungsprozess strebt danach, ein zirkulärer Prozess zu werden, d.h. ein Schema wird angewendet, bestätigt, wiederverwendet, wiederbestätigt usw. (Bringuier 2004:75, 77f). Das dem System inhärente Streben nach einem solchen dynamischen Gleichgewicht (welches aber nie vollständig erreicht wird (ebd.)) nennt Piaget ‚Äquilibration‘ (Piaget 1976:16ff).

Sprachlich wird sowohl bei Piaget, also auch bei Bourdieu nicht sauber zwischen den elementaren Schemata und Schemakomplexen unterschieden. Etwa das Greifschema ist nur zu verstehen als ein Komplex konditional aufeinander bezogener Einzelschemata. Allerdings kann man sich auch fragen, inwiefern eine Definition von Einzelschemata aus der empirischen Grundlage heraus überhaupt möglich und sinnvoll wäre. Piaget ist zwar bemüht, bestimmte Einzelschemata wie Objektpermanenz, Raum, Zeit und Kausalität zu benennen (Piaget/Inhelder 1972:23), und auch Bourdieu führt etwa die Schemata von umkehren, übertragen, trennen und vereinigen als Beispiele für solche Grundfunktionen an (Bourdieu 1999:168), konsequent wird dies aber von keinem der beiden Autoren verfolgt.²¹

Piagets Schemabegriff hat über die ‚Scheme Theory‘ in der Psychologie und der KI Forschung weitere Bedeutung erlangt, wo unter einem Schema eine organisierte Abfolge von Operationen verstan-

²¹ Aus der Ablehnung, die Bourdieu an anderen Stellen gegenüber einer Sammlung elementarer Verhaltenseinheiten formuliert, lässt sich allerdings nicht zweifelsfrei auf eine Ablehnung einer Sammlung elementarer Schemata schließen. Zu unterscheiden ist hier zwischen den (im kritisierten Beispiel als durch Reiz-Reaktion mechanistisch abrufbar gedachten) elementaren Verhaltensweisen, und den von Bourdieu als systemische generative Erzeugungsgrundlage gedachten Schemata (Bourdieu 1999:115, 183). Es ist aber zu vermuten, dass eine umfassende Auflistung von Einzelschemata, so sie nicht an individuellen Unterschieden scheitert, einem noch fernen Stand der Wissenschaft zuzurechnen ist.

den wird, die Wahrnehmungs- Denk- und Handlungsoperationen einschließen kann (Ekblad 1980:18f).²²

4.2.1 Piagets Arbeit in der aktuellen Diskussion

Piagets Theorie wird bis heute kontrovers diskutiert. Die zahlreichen Versuche zur Überprüfung seiner Aussagen haben gemischte Ergebnisse erbracht, die hier kurz dargestellt werden sollen.

Zunächst ist festzustellen, dass ein großer Teil der Ergebnisse, die keine eindeutige Bestätigung von Piagets Aussagen erbringen, eher eine Relativierung oder Differenzierung als eine Widerlegung angezeigt erscheinen lassen. So erreichen manche Kinder bestimmte Entwicklungsstände früher oder später als von Piaget angenommen,²³ zeigen vorzeitig Ansätze späterer Stadien oder Residuen früherer Entwicklungsstufen in späten Stadien (Kesselring 1999: 175ff). Einwände dieser Art lassen sich unter Verweis auf die Annahme einer kontinuierlichen Entwicklung späterer Zustände aus früheren leicht integrieren. Auch Ergebnisse, die alternative Entwicklungswege dokumentieren, bilden solange keine Widerlegung der grundlegenden Aussagen, wie sich spätere geistige Entwicklungsstufen als aus früheren entstanden erklären lassen (185ff). Immerhin betont Piaget, dass der Entwicklung kein vorgefertigter Plan zugrunde liegt (Piaget/Inhelder 1972:156f).²⁴ Widerlegt wurden

²² Damit betritt man ein Feld, auf dem man sich verstärkt fragen muss, inwiefern man beginnt, von „Begriffen für sich selbst“ (Bourdieu 1999:99) zu sprechen.

²³ Was aber schon Piaget selbst einbezieht (Piaget/Inhelder 1972:153).

²⁴ Man vergleiche diesen Aspekt auch mit der unabgestimmten Übereinstimmung von Praktiken bei Bourdieu (Bourdieu 1999:99ff). In beiden Fällen lässt sich sagen, dass der Grund für die zukünftigen Entwicklungen (und deren Übereinstimmungen und Unterschiede) in denen der Gegenwart und Ver-

allerdings verschiedene Einzelaussagen (etwa bezüglich des Beginns der Sprachentwicklung oder der Koordination von Hören und Sehen) über den Entwicklungsweg von Säuglingen, bezüglich ihrer sensorischen Fähigkeiten (177ff).

Ein wichtiger Kritikpunkt ist die Unzuverlässigkeit der von Piaget verwendeten Methoden. Dies beginnt bereits mit der Intransparenz des methodischen Vorgehens (Ginsburg/Opper 1998:121, 125f), ein Punkt, der sich allerdings vielleicht schon bei Einsicht in die Aufzeichnungen Piagets auflösen würde. Schwerer wirkt daher die grundsätzliche Fehleranfälligkeit der dokumentierten Methoden. Die ‚klinische Methode‘ etwa kämpft permanent mit der Gefahr suggestiver Fragestellungen und tendenziöser Interpretation (124ff). Beim ‚Testverfahren‘ werden diese Schwierigkeiten verstärkt und ergänzt durch die Starrheit der Vorgehensweise (122f). Die naturalistische Methode schließlich ist nur fallweise, nicht aber systematisch anwendbar (123f). Keine der Methoden ermöglicht es, die ‚innen-außen Dichotomie‘ aufzuheben, wie besonders bei Piagets Forschungen über Vorstellungsinhalte deutlich wird (211ff). Problematisch ist auch die Fixierung der Untersuchung zum Thema Bewusstheit auf Verbalisierungen (230f).

Die methodische Kritik betrifft natürlich teilweise Schwierigkeiten, die sich jeder Forschung auf diesem Gebiet stellen und dort die Geltung aller theoretischen Aussagen begrenzen. Weiterhin sollte berücksichtigt werden, dass Piaget seine Arbeit vornehmlich als ‚Exploration‘ des Feldes verstand, die später gründlich überprüft werden sollten (126).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die seriösen Überprüfungen von Piagets Arbeit dessen Ergebnisse differenziert, relativiert und zuweilen auch korrigiert, aber im Grundsatz bestätigt haben (Dietrich 2002:99ff; Scharlau 1996:68f; Schneider 1998:173,

gangenheit liegen, und dies jeweils konkret, nicht universal, und ohne einen vorgefertigten Plan welcher Art auch immer.

Szgun 2006:273ff). Sicher wäre es verfehlt, den Ergebnissen Piagets eine Geltung zuzusprechen, die ihnen nicht zukommt, und die Piaget, wie gesagt, auch nicht beansprucht hat.²⁵ Insgesamt erscheint Piagets Theorie aber als fruchtbarer Ausgangspunkt für weitere und genauere Forschungen.

4.3 Das Schema bei Bourdieu

Bourdieu verwendet den Begriff des Schemas durchaus im Sinne Piagets, allerdings ohne expliziten Bezug, und mit eigenen Akzentsetzungen. Die Kenntnis des Schema Begriffs von Piaget ist daher zwar Voraussetzung, aber nicht ausreichend für ein adäquates Verständnis des Begriffes in der Verwendung bei Bourdieu.

Bourdieu spricht, wie auch schon Piaget (obwohl Piaget Wahrnehmungsschemata in einer grundlegend niedrigeren Klasse von Operationen einordnet (Piaget 1947:136ff), worauf Bourdieu nicht eingeht), von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata (Bourdieu 1999:101), die jedoch, wie bei Piaget, nicht vollständig voneinander getrennt sind, sondern aufeinander einwirken, in Kombination angewendet und von einander abgeleitet werden können. Dadurch wird es möglich, dass etwa Bewegungsschemata als Gedächtnisstütze für Denkschemata wirken (Bourdieu 1999: 127ff, 172).

Schemata können außerhalb des Bewusstseins entstehen und wirken (173), sind also nicht unbedingt das Produkt einer reflektierten, planvollen Konstruktionsarbeit oder ausschließlich ein Mittel zum rationalen Handeln, sondern die Rolle, das Bewusstsein für die

²⁵ Piaget hat sich selbst offen für Kritik an seiner Arbeit gezeigt, und dieser zuweilen, etwa Wygotski in Bezug auf die Deutung des egozentrischen Sprechens, auch zugestimmt (Zimmer 1986:59f).

Schemata spielt, ist eine relativ späte und eher sekundäre. Das Bewusstsein ist damit aber weder aus dem Spiel, noch wird es zu einem rein emergenten Phänomen, sondern es kann an der Schema-Verwendung und -entstehung aktiv teilnehmen (Bourdieu 1989a:27, 54f; Bourdieu/Wacquant 2006:165f).²⁶ Dabei verfügt es jedoch nicht über freien Zugang zum System der Schemata, und hat vor allem keinen Zugriff auf die Entstehungsgeschichte (und damit die Geltung) derselben (Bourdieu 1976:171; 1999:105). Systematische Validierungen im Dienste des bewussten und wohlbegründeten Reflektierens müssen daher wenn nachträglich aus einer (Selbst-) Beobachter Perspektive heraus stattfinden.

Eine weitere allgemeine Eigenschaft von Schemata ist die der Unschärfe. Schemata werden nicht als mathematisch exakt arbeitend gedacht, sondern als analoge Werkzeuge, die in ihrer Anwendung immer über einen gewissen Spielraum für Abweichungen verfügen (Bourdieu 1999:157ff).

Stimmen Bourdieu und Piaget bis hier her miteinander überein, so trennen sich die Wege, wenn es um die weitergehende Analyse geht. Während der Fokus von Piagets Interesse auf die Entwicklung von wissenschaftlichen Begriffen aus dem System der Schemata heraus liegt, geht es Bourdieu um die sozialen Bedingungen des Erwerbs von Schemata, sowie um die Konsequenzen ihrer gesellschaftlichen Verteilung.

Das zentrale Anliegen Piagets war, die Entstehung der naturwissenschaftlichen Begriffe und des logischen Denkens zu erklären, und er ging davon aus, dass sich die Systeme der Schemata (von einzelnen Regressionen abgesehen) hierarchisch zu immer höher entwickelten Strukturen transformieren und danach streben, sich zu einem in sich widerspruchsfreien Ganzen zu entwickeln (Piaget 1947:13f, 46-57, 195f).

²⁶ Im Licht dieser Theorie lässt sich das Bewusstsein auch als *Teil* der Struktur betrachten.

Bourdieu stieß in seinem Versuch, das praktische Handeln von Menschen im täglichen Leben (im Gegensatz zum logischen Denken in Labor- oder Befragungssituationen bei Piaget (Ginsburg/Opper 1998:122ff)) zu erklären jedoch auf Phänomene, die dafür sprechen, dass derartige logische und widerspruchsfreie Systeme zur Bewältigung von Praxis nicht notwendig (und auch in der Regel nicht vorhanden) sind.

Dies gipfelt in der Aussage: „die Logik kann nur deshalb überall sein, weil sie in Wirklichkeit nirgendwo ist.“ (Bourdieu 1999:159)²⁷ Die verschiedenen Teile des Habitus sind zwar ‚schwach systematisch‘, aber eben einander gegenüber geschlossen genug, um einer strengen Systematisierung entzogen zu sein (ebd.).

Der tatsächliche Widerspruch zwischen Piaget und Bourdieu betrifft hier nur ein kleines, aber wichtiges Detail. Auch Piaget war sich im Klaren darüber, dass Akteure nicht mit einem widerspruchsfreien System von Schemata auf die Welt kommen, sondern im Gegenteil in der Entwicklung ihrer Schemata einander widersprechende Subsysteme ausbilden, und dass der Prozess der Auflösung dieser Widersprüche niemals zu einem endgültigen Erfolg kommt. Während Piaget aber weiterhin das Problem in der Arbeit an diesem Gleichgewicht sah, ließ Bourdieu diese Problemstellung fallen, und fragte sich vielmehr, wie das praktische Leben mit einem widerspruchsvollen System von Schemata möglich ist (25f).

Dies, stellt er fest, ist tatsächlich relativ unproblematisch, und prägt gar umfassend das menschliche Leben (Bourdieu 1999:159). Er diagnostiziert eine ‚Ökonomie der Logik‘ (158), d.h. die Reflexion wird nach dem Kriterium ihres Nutzens angewendet (166).²⁸ In

²⁷ Allerdings hat Piaget festgestellt, dass es in ein und demselben Individuum empirisch nicht eine, sondern mehrere Logiken gibt (Piaget 1973c:18). Der Unterschied betrifft also im Wesentlichen die Richtung der Entwicklung.

²⁸ Bereits Weber hatte angemerkt: „Auch die ‚Grenznutztheorie‘ untersteht dem ‚Gesetz des Grenznutzens‘.“ (Weber 1968:190) Was hier von Weber an

der Praxis wird nicht mehr Logik angewendet, als zu ihrer Bewältigung nötig ist. Damit verneint Bourdieu nicht die Existenz von Äquilibrationsprozessen zwischen Subsystemen (in Bezug auf Einzelprozesse steht diese ohnehin außer Frage), allerdings reduziert er sie in ihrer Bedeutung auf eine nach Bedarf anwendbare Hilfsfunktion.

4.4 Praktische Schemata als Erzeuger der Logik der Praxis

Wenn das System von Schemata, das die Praxis erzeugt, in sich nicht widerspruchsfrei ist, und diese Widersprüche auch in der Praxis nicht aufgelöst werden, stellt sich die Frage, wie sinnvolles Handeln dennoch möglich ist.

Die Antwort auf diese Frage gliedert sich in drei Teile. Der **erste Teil** beginnt damit, dass es für Bourdieu eine zentrale Eigenschaft der praktischen Schemata ist, dass sie implizit bleiben, und durch Reflexion in ihrer eigentlichen Natur zerstört werden, so dass letztlich der Handelnde in Bezug auf die Aufklärung dessen, was seine eigene Praxis regelt, nicht besser gestellt ist, als ein äußerer Beobachter (Bourdieu 1999:165).²⁹ Er ist sich daher bei der Anwendung seiner Schemata auch nicht bewusst, ob er diese zuvor in einem der aktuellen Anwendung widersprechenden Sinne verwendet hatte. Nur, wenn solche Widersprüche *praktisch auftreten*, taucht

praktischen Nutzenerwägungen für die Wissenschaft gefordert wird, gilt umso mehr für die nicht wissenschaftliche Praxis, für die Erkenntnis ohnehin nicht primäres Ziel ist.

²⁹ Ähnliches schreibt Knobloch, unter Verweis auf Wittgenstein, über die Sprache: „Das Gesprochene erzeugt den von ihm repräsentierten Sinn auch für den Sprecher selbst. Der ist, was den Sinn seiner Rede angeht, in keiner grundsätzlich besseren Lage als der Hörer.“ (Knobloch 1994:44)

das Problem der Auflösung des Widerspruchs auf, und dies auch nur soweit, als es zur Bewältigung der Praxis erforderlich ist (157ff).

Der in seiner Praxis befangene Akteur hat keinen Zugang zu der Totalität seines Systems von Schemata, sondern kann diese nur erfahren, indem er sie ‚ausarbeitet‘ (167). Deshalb fallen ihm Widersprüche in diesem nur auf, wenn einander widersprechende Anwendungen von Schemata *in derselben Situation* aufeinander treffen. Dies ist aber für Bourdieu relativ unwahrscheinlich (Bourdieu 1999: 158).³⁰ Der erste Teil der Antwort lautet also: *Weil die Schemata getrennt von einander angewendet werden.*

Da die Problemstellung aber lautet, wie weitgehend reibungsloses praktisches Leben mittels eines widerspruchsvollen Systems von Schemata funktionieren kann, genügt diese Feststellung als Antwort keineswegs. Zwar wird dadurch möglich, dass die Widersprüche dem Akteur nicht auffallen, zumindest nicht, bis sie zu nicht zu ignorierenden Fehlern geführt haben, doch die Frage bleibt, wodurch diese Fehler in der Regel vermieden werden.

Die Lösung, die Bourdieu hier vorschlägt, ist auf den ersten Blick ebenfalls recht einfach: In der Praxis ist entscheidend, ob das Schema in der konkreten Situation seine Funktion in ausreichender Weise erfüllt (Bourdieu 1999:158). Da das Erlernen der Schemata diese aber an die konkrete Praxis anpasst, sind die Schemata in der Regel eben auch in der Lage, diese Probleme zu bewältigen – allen logischen Inkohärenzen des Systems als Ganzem zum Trotz (104). Und weil die einander widersprechenden Schemata auch im Prozess des Lernens selten aufeinander treffen, kommen sie sich auch hier

³⁰ Ein solches Aufeinandertreffen lässt sich durch Reflexion sicherlich befördern. Allerdings sollte nicht vergessen werden, dass auch die Reflexion selber eine Praxis darstellt.

nicht ins Gehege. Der **zweite Teil** der Antwort lautet also: *Weil sie getrennt voneinander in der Praxis gelernt werden.*³¹

Dass einander widersprechende Anwendungen von Schemata in der Praxis nicht aufeinander treffen, kann aber natürlich nicht bedeuten, dass die Schemata ohne Bezug zueinander wären. Im Gegenteil müssen Schemata in flexibler Weise angewendet und kombiniert werden können (172, 183ff), um ihre Funktionen zu erfüllen. Da Reflexion zu diesem Zweck nur in unzureichendem Ausmaß zur Verfügung steht, muss, und darin liegt der **dritte Teil** der Antwort, stattdessen eine Art ‚*praktische Verallgemeinerung*‘ stattfinden, welche die Übertragung und Kombination von Schemata entgegen den Ansprüchen strenger Logik ermöglicht (101, 157ff, 163). Wie ist das zu denken?

Praktisches „Äquivalent eines Akts der Verallgemeinerung“ (Bourdieu 1999:163)³² bedeutet im Kern nichts anderes, als die Möglichkeit der Anwendung desselben Schemas (selbstredend mit jeder Anwendung weiterentwickelt) auf potentiell beliebig viele passende Probleme, ohne Rekurs auf einen Begriff.

Tatsächlich beginnt die praktische Verallgemeinerung bereits mit der Entwicklung der Objektkonstanz, wie sie schon Piaget beschreibt. Der Akteur ordnet frühere und spätere Erfahrungen demselben Objekt zu, was ihn (ab einem gewissen Entwicklungs-

³¹ Dies hat, wie erwähnt, bereits Piaget entdeckt. Dass etwa Sätze beim Spracherwerb nicht gegen eine vollständige Grammatik, sondern lediglich in eingeschränkten Kontexten getestet werden, schreibt auch Szagun (Szagun 2006: 272).

³² Piaget spricht davon, dass die Schemata der senso-motorischen Intelligenz das ‚praktische Äquivalent‘ von Begriffen und Relationen bilden (Piaget 1947: 135ff). An anderer Stelle beschreibt er die *versuchsweise* praktische Verallgemeinerung in Form von versuchsweiser Assimilation verschiedener Gegebenheiten mittels demselben Schema, welches dadurch weiterentwickelt wird (Piaget 1969a:52ff)

stand) in die Lage versetzt, das Objekt *als* unabhängig von konkreter Erfahrung zu denken (Piaget 1947:121ff).³³

Dies würde bereits auf eine klassische Begriffsbildung durch Abstraktion hinauslaufen, wenn das Objekt denn jemals unabhängig vom Konkreten gedacht würde. Tatsächlich ist aber die aktuelle Erfahrung lediglich mit Elementen früherer Erfahrungen verbunden. Dadurch erhält das Objekt Eigenschaften, die über die aktuelle Situation hinaus verweisen, ohne dass es jemals unabhängig vom Konkreten gedacht worden wäre. Das Schema existiert nicht als reflexiv konstruierte Konzeption, sondern als habitualisierte Vorgehensweise, die aktiviert werden kann, wenn sie zu passen scheint, ohne dafür eine bewusste Entscheidung zu erfordern (Bourdieu 1999:163ff).

Diese Eigenschaften gelten nach Bourdieu für alle Arten von Operationen. Nicht nur lassen sich Wahrnehmungsschemata von einer Wahrnehmung auf eine andere übertragen, sondern auch Wahrnehmungsschemata auf Denkschemata, Denkschemata auf Handlungsschemata und so weiter, auch beliebige mehrfache Verknüpfungen sind denkbar. Entscheidend ist nur, ob das jeweilige Schema an der entsprechenden Stelle eine sinnvolle Funktion erfüllen kann.

Wie ein und dasselbe Schema zur Lösung kategorial verschiedener Probleme³⁴ dienen kann, lässt sich verdeutlichen anhand der Schemata von Trennung und Vereinigung (Bourdieu 1976:270ff), die Bourdieu als Beispiel für die kleine Zahl von grundlegenden Erzeugungsschemata anführt, aus deren Übertragung und kombinatorischem Ineinandergreifen sich vielfältige empirische Phänomene erklären lassen (Bourdieu 1999:172). Trennung und Vereinigung

³³ *Als* unabhängig von konkreter Erfahrung bedeutet selbstverständlich nicht *tatsächlich* unabhängig von konkreter Erfahrung.

³⁴ Der Begriff Problem sei hier verstanden als jede Aufgabe, deren Lösung eine Aktivität (man könnte auch sagen: Arbeit) irgendeiner Art erfordert.

sind Operationen, die sich sowohl gedanklich als auch physisch vollziehen lassen, und die man sogar in der Wahrnehmung wiederfindet (etwa wenn Reize zu einer ‚Gestalt‘ organisiert werden, die dann von ihrer Umgebung unterschieden ist). Eine gedankliche Trennung verschiedener Gruppen gedanklicher Elemente etwa kann gedacht werden als eine Operation, die auf Grundlage anderer, als Kriterien oder Motivation fungierender Schemata durchgeführt wird, und die selbst wieder Grundlage und Gegenstand anderer Operationen werden kann.

Darauf zu verweisen, dass das Handeln der Akteure nicht von Begriffen, sondern von praktischen Übertragungen geleitet wird, ist hier keine Spitzfindigkeit, sondern macht tatsächlich einen wesentlichen Unterschied. Die sich aus den praktischen Übertragungen ergebende Logik genügt den Anforderungen einer akademischen Begriffslogik nicht, und kommt daher in ihrer praktischen Anwendung auch zu anderen Ergebnissen als diese.

Die Schemata sind nicht nur unscharf (was sich vielleicht noch in eine akademische Logik integrieren ließe), sondern sie werden nach nicht expliziten, unsystematisch wechselnden Kriterien³⁵ angewendet (158ff). Dadurch ist die Logik der Praxis weder im strengen Sinne folgerichtig, noch in sich widerspruchsfrei. Die Logik der

³⁵ Ein in verschiedenen Versionen im Internet kursierender Spruch, zu dem ich leider keinen Ursprung anzugeben weiß, scheint wie geschaffen, um diese Logik zu verdeutlichen: „Äpfel sind Vitamine. Vitamine sind Kraft. Kraft ist Macht. Macht ist Geld. Geld sind Frauen. Frauen sind Sex. Sex ist Aids. Aids ist Tod. Willst du einen Apfel?“ Der Satz erscheint demjenigen absurd, der ihn in seiner Gänze liest, und dem daher die Willkürlichkeit der ausgewählten Beziehungen offensichtlich ist. Diese sind im Einzelnen jedoch durchaus plausibel und würden in anderen weniger entlarvenden Kontexten nicht weiter auffallen. Nimmt man also den Sonderfall der Totalisierung weg, der dadurch geschaffen wird, dass man Anwendungen von Schemata in einer einzigen Situation nebeneinander stellt, erhält man ein exemplarisches Beispiel für praktische Logik.

Praxis funktioniert dennoch, in dem Sinne, dass sie den Akteur tatsächlich zu einer meist guten Bewältigung seiner Praxis befähigt.

5. Was ist Praxis?

Praxis nach Bourdieu, kurz zusammengefasst, ist die Ausübung von Schemata. Dies impliziert eine Auseinandersetzung mit der Welt und damit die Verrichtung von Arbeit.

Die konkrete Praxis ist ein Produkt der individuellen Dispositionen des jeweiligen Akteurs (bestimmt durch die aktuelle Konstellation des Systems der Schemata) und der aktuellen interpretierten Situation. Diese ist, da Menschen keinen unvermittelten Zugang zur Welt haben, notwendigerweise selbst ein Produkt der Anwendung von Schemata. Die Situation stellt sich nach Bourdieu für den Akteur dar als ein ‚Möglichkeitsraum‘, das heißt ein Feld von Handlungsmöglichkeiten, Chancen, Bedrohungen usw., jeweils mit spezifischen Relevanzen, natürlicherweise bezogen auf die (kulturell überformten oder erst erzeugten) Bedürfnisse des Akteurs.

Praxis ist also keine blinde, unmotivierte Aktivität, sondern immer eingefügt in und hervorgebracht von einem Netz von Bedeutung (Bourdieu 1999:122f, 127, 159). Gleichzeitig hat der Akteur aber, wie oben dargelegt, keinen direkten Zugang zu dem, was seine Praxis regelt. Darüber hinaus erfordert die Ausübung von Schemata keinen wesentlichen Beitrag des Bewusstseins (schließt diesen aber auch nicht aus (Bourdieu/Wacquant 2006:165f) – nur eben den *direkten* reflexiven *Zugang* zu den Schemata). Praxis ist daher grundsätzlich sinnvoll (d.h. die Praktiken stehen in einem verstehbaren Verhältnis zueinander), wie es Bourdieu formuliert (Bourdieu 1999:69, 122), aber nur teilweise und zu variablen Anteilen bewusst.

Praxis als Ausübung von Schemata ist weiterhin ein wechselseitiger Prozess, also kein einseitiges Einwirken auf etwas, sondern sie impliziert immer eine Rückwirkung auf das sie hervorbringende System von Schemata. Diese Rückwirkung führt nicht nur zur Weiterentwicklung des Systems von Schemata, sondern sie hat auch (als klassisches Feedback) eine handlungsleitende Funktion. Wie

Bourdieu schreibt, stellt sich die Schaffung eines Werkes nicht dar als das Abarbeiten eines vorgefassten Plans, sondern als Wechselspiel zwischen der Absicht des Schaffenden und dem jeweils bereits realisierten Werk (103). Dabei lässt sich sicherlich eine kontinuierliche Skala unterschiedlicher Grade von Feedback-Sensibilität denken, an deren unterem Ende sich der früh morgens schlaftrunken aufstehende Mensch findet, der ohne besondere Aufmerksamkeit seine routinierten Handlungen vollzieht, und erst merkt, dass ihm jemand Zahnpasta und Fußcreme vertauscht hat, wenn er letztere bereits im Mund hat, wie der Gemüsehändler aus ‚Die fabelhafte Welt der Amélie‘ (der an eben dieser Stelle aber natürlich durchaus eine gewisse mindest Feedback-Sensibilität beweist). Am anderen Ende der Skala könnte man sich vielleicht einen Löwenbändiger denken, der mit neuen Tieren arbeitet. Wenn er in seinem Beruf die nötige Erfahrung besitzt, wird er sicher über eine Menge Routinen im Umgang mit Löwen verfügen. Im Kontakt mit den gefährlichen und letztlich unberechenbaren Tieren wird er aber auf jedes noch so kleine Zeichen im Verhalten der Tiere achten, um sein eigenes Verhalten entsprechend anzupassen. Wir normalen tagwachen Menschen bewegen uns dazwischen, mit wechselnden Mischungen von Aufmerksamkeit und Routine.

Wie bereits dargelegt, sind die Systeme von Schemata der Akteure strukturiert, und zwar in dem Sinne, dass sie an eine ihrerseits strukturierte Welt angepasst sind. Die Strukturierung der *sozialen* Welt (und damit auch der an diese angepassten Systeme von Schemata) ist dabei innerhalb einer Gesellschaft (in diesem Punkt ähnlich wie bei einer Sprache) Gegenstand einer relativ großen kollektiven Übereinstimmung, also relativ einheitlich. Diese Übereinstimmung ermöglicht eine recht weitgehende Routinierung menschlicher Tätigkeiten in bekannter Umgebung.

Die konkrete Praxis, so wurde eingangs gesagt, ist das Produkt von individueller Disposition und interpretierter Situation. Für das Verständnis des Praxisbegriffs wesentlich ist jedoch noch ein weiterer Aspekt. Nämlich, dass die Schemata des Akteurs und die Elemente der interpretierten Situation *ein* System bilden, das als solches über Systemeigenschaften verfügt. Die tatsächliche Praxis (einschließlich derjenigen der Situationsinterpretation) ist nicht als Ergebnis einer Summe von Einzeloperationen zu verstehen, sondern als Produkt des Zusammenwirkens der verschiedenen Elemente in der jeweiligen Gesamtkonstellation. Das impliziert, dass sich die Bedeutung eines Elementes einer Situation weder aus sich heraus allein, noch aus sich heraus in Verbindung mit dem System interpretierender Schemata allein ergibt, sondern erst aus dem Gesamtsystem von Schemata und interpretierter Situation. Die interpretierte Situation, und daraus der Möglichkeitsraum, ist nicht atomistisch zu denken, sondern immer als Produkt eines Systems aufeinander bezogener und voneinander abhängiger Bestandteile.

Ein System in diesem Sinne verfügt über einige, aber nicht notwendigerweise alle, Eigenschaften einer Struktur nach Piaget. Das System, das die aktuelle Praxis bestimmt, ist ganzheitlich zu betrachten, und es transformiert sich entsprechend den ihm innewohnenden Gesetzmäßigkeiten von einem Zustand in einen folgenden, es verfügt jedoch nicht notwendigerweise über ‚Selbstregelung‘ im Sinne Piagets. Die Zustände des Systems der aktuellen Praxis sind recht flüchtig, und können nur begrenzt als sich selbst reproduzierend beschrieben werden. Gewisse Wiederholungen oder sich selbst in Gang haltende Prozesse sind freilich nicht zu leugnen. Praktiken in einer Gesellschaft mit relativ homogenen Lebensbedingungen und relativ homogenen Habitus weisen einiges an Übereinstimmung auf, allerdings ist die Reproduktion hier eine gesamtgesellschaftliche, keine lokale. Nicht die konkrete Praxis des Einzelnen reproduziert sich (von der grundlegenden Funktion annähernd zirkulärer Assimilation und Akkomodation einmal abgesehen), sondern die Gesell-

schaft, indem sie immer neu ‚Individuen‘ hervorbringt, die wiederum äquivalent passende Praktiken hervorbringen.

Etwas anderes ist es mit denjenigen lokalen Interaktionen, die tatsächlich ihre eigene Fortsetzung selbst erzeugen, wie etwa ein Gespräch. Frage, Antwort und wechsel-seitiges Interesse können durchaus eine Eigendynamik entfalten (‚Ein Wort gibt das andere‘) und so gesehen vielleicht als eigene Struktur betrachtet werden. Allerdings endet auch das längste Gespräch irgendwann, und die ihm innewohnenden Gesetzmäßigkeiten verlieren damit (zumindest vorübergehend) ihre Gültigkeit. Ein eventuell mit zeitlichem Abstand später erfolgendes weiteres Gespräch wäre wahrscheinlich nicht als neuer Zustand der alten Struktur, sondern als neue Sub-Struktur (oder als neues Sub-System) im Reproduktionsprozess der Gesellschaft zu betrachten. Welchen Grad an Selbstregelung man von einem empirischen Prozess verlangt, um ihn als Struktur zu bezeichnen ist naturgemäß in gewissem Rahmen eine Ermessensfrage. Perfekt selbstgeregelt empirische Strukturen wird man nicht finden. Im Folgenden betrachte ich den Grenzfall der aktuellen Kommunikation jedoch nur als System, nicht als Struktur. Ob und unter welchen Umständen diesen Systemen weitere allgemeine Eigenschaften wie die der Selbstregelung zugestanden werden können lasse ich damit vorerst offen.

6. Kommunikation und Kommunikationskultur

In diesem Kapitel soll nun die Verbindung hergestellt werden zwischen Kommunikationskultur und Sprache einerseits, sowie dem Begriff der Praxis nach Bourdieu andererseits. Aus dieser Verbindung soll ein Weg gezeigt werden, Kommunikation und Sprechen in einem allgemeinen Sinne konzeptionell zufriedenstellend zu fassen, und damit einer systematischen Untersuchung zugänglich zu machen. Zur genaueren Bestimmung der Begriffe Sprache und Kommunikationskultur stütze ich mich auf Bühler (Bühler 1965, 1978). Dass auch Piaget sich mit Bühler beschäftigt hat, sei hier nur am Rande erwähnt, denn dieser scheint Bühler lediglich als Psychologen, nicht aber als Sprachtheoretiker wahrgenommen zu haben (Piaget 1947:28).¹ Wichtiger ist, dass Bühler, wohl nicht zuletzt dank seiner Verbindung zur Gestalttheorie (Bühler 1978:X), ein systemisches Kommunikations- und Sprechkonzept geschaffen hat, das sich als anschlussfähig in Bezug auf die beiden in sich historisch entwickelnden Strukturen denkenden Theoretiker Bourdieu und Piaget erweist. Dies, ohne die nichtsprachliche Kommunikation gegenüber der Sprache zu vernachlässigen, wie etwa Saussure es tut (Saussure 1967:11). Aus Bühlers Axiomatik lässt sich vielmehr eine klare Unterscheidung von Kommunikationskultur und Sprache ablesen (Bühler 1978:50f), ohne dass letztere in einer ‚Metzgeranalyse‘ (Bühler 1965:58) vom Ganzen der Kommunikation abgeschnitten würde.

In ‚Die Krise der Psychologie‘ arbeitet Bühler drei Aspekte heraus, die nach seiner Auffassung die konstitutive Grundlage von Sprache bilden:

¹ Piaget stellt Bühler als krönenden Abschluss der Würzburger Schule dar (Piaget 1947:28).

„Überblicken wir noch einmal den Aufbau unserer eigenen Theorie:

- I. *Wo immer ein echtes Gemeinschaftsleben besteht, muß es eine gegenseitige Steuerung des sinnvollen Benehmens der Gemeinschaftsglieder geben.*

Wo die Richtpunkte der Steuerung nicht in der gemeinsamen Wahrnehmungssituation gegeben sind, müssen sie durch einen Kontakt höherer Ordnung, durch spezifisch semantische Einrichtungen vermittelt werden.

Dies ist der Quellpunkt der Semantik bei Tier und Mensch.

- II. *Soll der Eigenbedarf und die Eigenstimmung der an einem Gemeinschaftsakt beteiligten Individuen bei der gegenseitigen Steuerung zur Geltung gelangen, so müssen sie zur Kundgabe und Kundnahme gelangen.*

Dies öffnet das Gebiet der Semantik dem Aspekt der Erlebnispsychologie und fordert ihn. Ich füge nun gleich das dritte Axiom hinzu:

- III. *Durch Zuordnung der Ausdruckszeichen zu den Gegenständen und Sachverhalten gewinnen sie eine neue Sinn dimension. Damit eine unabsehbare Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit als Kommunikationsmittel. Das eine durch das andere.“*

(Bühler 1978:50f)

Ich ziehe diese frühe Fassung Bühlers sprachtheoretischer Axiomatik den wesentlich differenzierteren Arbeiten der späteren ‚Sprachtheorie‘ für den vorliegenden Zusammenhang vor, da sich aus dieser Stelle besonders klar die Abgrenzung von Sprache und Kommunikationskultur bestimmen lässt. Wie Bühler im Folgenden ausführt, betrachtet er die in den Axiomen I und II genannten Sachverhalte als grundlegend für alle Kommunikation, während der in Axiom III genannte *hinzutreten* muss, damit die Kommunikationsmittel die Qualität einer Sprache erreichen (Bühler 1978:47ff).

Kommunikation ist also für Bühler jede gegenseitige Steuerung des sinnvollen Benehmens von Gemeinschaftsgliedern, während Sprache ein Mittel zur Herstellung solcher Koorientierung unter Verwendung symbolischer Mittel ist. Über diese Mittel sagt Bühler, dass sie, um den Schritt zur Sprache zu ermöglichen, selbsterzeugt und ablösbar von den Sachverhalten sein müssen, auf die sie sich beziehen. Sowohl der Rötelstrich des Ali Baba (fehlende Ablösbarkeit) als auch die Stoffproben in der Kommunikation der Bienen (keine Selbsterzeugung) fallen durch diese Kriterien aus dem Bereich der Sprache heraus (ebd.).

Übertragen auf die alltägliche menschliche Kommunikation bedeutet dies, dass beispielsweise die unwillkürliche Körpersprache (fehlende Ablösbarkeit) und materielle Statussymbole (keine Selbsterzeugung) nicht zum Bereich der Sprache in Bühlers Sinne gehören.

Derartiger nichtsprachlicher Kommunikation wird nun also einiges von der Leistungsfähigkeit, die der Sprache zugesprochen wird, abgesprochen. Wodurch die spezifische Leistungsfähigkeit der Sprache entsteht und wie sich ihre Leistungen mit dem Konzept des Sprachhabitus vereinbaren lassen, wird dadurch zu einer wesentlichen Frage.

Während sich das folgende Unterkapitel mit dem allgemeinen Zusammenhang von Kommunikation und Praxis beschäftigt, wird daher im Kapitel 6.2 auf die spezifischen Eigenschaften von Sprache in diesem Zusammenhang eingegangen.

6.1 Kommunikationskultur, Sprache und Praxis

Wenn man die in den vorherigen Kapiteln dargelegten theoretischen Grundpositionen über die Konstitution des Menschen als einem habitualisierte Schemata praktisch ausübenden Akteur ernst nimmt, stellt sich die Frage, wie vor diesem theoretischen Hintergrund Kommunikationskultur zu betrachten ist.

Zunächst muss man bekräftigen, dass, akzeptiert man diese Grundposition, die Fähigkeit zur Verwendung kommunikativer Mittel (wie auch diese Mittel selbst) als erlernt durch Assimilation und Akkomodation gedacht werden muss, in dem Sinne, in dem auch jede andere Fertigkeit entstanden ist. Die Anwendung kommunikativer Fertigkeiten ist folglich die Anwendung von Schemata, und damit Praxis.

Verstehen einer Mitteilung in diesem Sinne ist die erfolgreiche Assimilation derselben an das bestehende System von Schemata, *gutes Verstehen* eine Assimilation, die eine möglichst gute Koorientierung mit dem Mitteilenden ermöglicht, *schlechtes Verstehen* eine Assimilation, die ‚Missverständnisse‘ beinhaltet und eine potentiell beeinträchtigte Koorientierung zur Folge hat. *Nichtverstehen* wäre eine in wesentlichen Teilen gescheiterte Assimilation.

Wie Gebauer gezeigt hat, lässt sich auch die bourdieusche Metapher von Spiel und Spielsinn auf Verständigung beziehen. Kommunikative Akte können also als von einem ‚praktischen Sinn‘ geleitet betrachtet werden, der die Akteure ohne explizite Kenntnis der verwendeten Mittel und ihrer selbst befähigt, ‚sinnvoll‘ zu kommunizieren (Gebauer 2005).

Dies steht im Einklang mit einer weiteren Implikation des Praxisbegriffes für die mit Kommunikation befassten Wissenschaften: Der kommunizierende Akteur ist sich nicht vollständig über das, was seine kommunikative Praxis regelt, im Klaren. Die Struktur der kommunikativen Schemata steht ihm zwar zur Verfügung um

‚ausgearbeitet‘ zu werden, sie ist aber keiner direkten Reflexion zugänglich, und wird daher in gewisser Weise ‚ins Blaue hinein‘ angewendet. Nicht blind, aber ohne die Möglichkeit einer genauen Abschätzung der erzielten Wirkung.

Die intersubjektive Verständlichkeit von Praktiken – und das schließt kommunikative Praktiken ein – beruht für Bourdieu nicht auf einer bewussten Kenntnis ihrer Grundlagen, sondern auf der Übereinstimmung der in den Habitus verkörperten Geschichten, und wird somit vom Grad eben dieser Übereinstimmung begrenzt (Bourdieu 1999:108, 113). Der Akteur hat seine Kommunikationsfertigkeiten aus einer individuellen Verwendungsgeschichte heraus praktisch erlernt, die seine Verwendungsroutinen mit denen anderer Akteure mit ähnlichen Kommunikationslerngeschichten verbindet, sie (in dem Maße, in dem sich diese Lerngeschichten unterscheiden) aber immer *auch* von diesen trennt. Die Individualität der Lerngeschichten resultiert in individuellen Kommunikationsmitteln, die durch die gesellschaftliche Interaktion, aus der sie entstanden sind, auf die Mittel der anderen Akteure abgestimmt sind, ohne aber mit diesen identisch zu sein. Missverständnisse, die aus diesen Differenzen resultieren, können daher *prinzipiell* nicht ausgeschlossen werden.²

² Im Kern ist es dieser Sachverhalt, der auch Ungeheuer zu dem bekannten Schluss kommen lässt, dass Kommunikation grundsätzlich fallibel ist (Ungeheuer 1985:320f). Wo Piaget und Bourdieu von in verschiedenen Lerngeschichten entstandenen ‚Strukturen‘ bzw. ‚Habitus‘ sprechen, redet Ungeheuer von verschiedenen ‚individuellen Welttheorien‘, die aus der individuellen Entwicklung der Akteure hervorgehen (Ungeheuer 1985:308ff). Auch wenn diese Formulierungen keineswegs austauschbar sind, laufen sie für den hier entscheidenden Punkt doch auf das Gleiche hinaus: Aus der individuellen Entwicklung der Akteure ergeben sich Unterschiede in den Mitteln der Bedeutungskundgabe und Bedeutungskundnahme, die zu potentiellen Kommunikationsproblemen führen können. Jenseits dieser Gemeinsamkeit gibt es zwischen den drei Begriffen selbstverständlich wesentliche Differenzen. Während Struktur und Habitus das Ganze des Akteurs umfassen (wobei

Kommunikation als Praxis im Sinne Bourdieus zu betrachten impliziert weiterhin, kommunikative Prozesse als sich dynamisch transformierende Systeme begreifen zu müssen. Dies in zweierlei Hinsicht:

1. Die Gesamtheit der Kommunikationskultur als eine Struktur aufeinander bezogener und von einander abgegrenzter Elemente, wie dies im Prinzip (wenn auch nur auf Sprache bezogen und mit einer im Lichte der hier ausgeführten Argumente überzogenen Kollektivitätsannahme) schon von Saussure gefordert wurde (Saussure 1967:132ff).³ Dies entweder bezogen auf den einzelnen Akteur oder eine (wie auch immer abgegrenzte) Kommunikationsgemeinschaft.
2. Das Zusammentreffen des individuellen Systems kommunikativer Schemata mit der interpretierten Situation als einem System (oder, näherungsweise, als Struktur), die die effektive Bedeutung als Systemeigenschaft enthält.

Zum ersten Punkt stellt sich allerdings die Frage: Ist eine Kommunikationskultur als solche nun eine Struktur im engen Sinne? Zwar lässt sich sagen, dass die Bestandteile der Kommunikationskultur in ihrer sozialen Verteilung systemisch aufeinander bezogen sind, und nach bestimmaren Prinzipien in Grenzen eigendynamisch transformiert werden.

Ob wirklich *alle* Bestandteile der Kommunikationskultur Teil an der Hervorbringung der Systemeigenschaften und der zukünftigen

‚Struktur‘ den Blick eher auf die Bestandteile lenkt, ‚Habitus‘ hingegen auf das Gesamtbild, und insbesondere die soziale Übereinstimmung und Abgestimmtheit), zielt die ‚individuelle Welttheorie‘ auf die geistigen Unterschiede zwischen den Individuen und beinhaltet darüber hinaus andere Implikationen in Bezug auf Intentionalität, Bewusstheit. Genese usw.

³ Allerdings ohne *Transformationsregeln* zu benennen. Die Transformation von Sprachen schließt Saussure vielmehr (wie auch die Praxis) aus dem ‚eigentlichen‘ Gegenstand der Sprachwissenschaft aus (Saussure 1967:11).

Zustände des Systems haben ist jedoch eine offene Frage. Von einer Kommunikationskultur als einer Struktur im vollen Sinne sprechen könnte man daher nur dann ohne Vorbehalt, wenn man den Begriff der Kommunikationskultur von vornherein auf die aktiv am sozialen Austausch und dem Reproduktionsprozess (d.h. Transformationsprozess) der Kommunikationskultur beteiligten Bestandteile eingrenzte.

Weiterhin ist fraglich, ob die Transformationsgesetze dem Kriterium der ‚Selbstregelung‘ genügen. In dieser Arbeit wird Kommunikation ja als untrennbar verwoben in die Gesamtheit menschlicher Tätigkeiten, und damit fundiert in den jeweiligen menschlichen Fähigkeiten und Lebensbedingungen betrachtet. Von vollkommener ‚Selbstregelung‘ lässt sich bei diesen Prämissen nur sprechen, wenn man das gesamte System aller menschlichen Tätigkeiten, Fähigkeiten und Lebensbedingungen als eine Gesamtstruktur betrachtet. Dies wäre zwar möglich, aber wohl kaum zweckmäßig. Ich ziehe es daher vor, von einer Kommunikationskultur als von einer ‚offenen Struktur‘ zu sprechen, womit gemeint ist, dass eine Kommunikationskultur in gewissem Maße über Eigendynamik und Reproduktionsfähigkeit verfügt (was im Begriff des ‚Systems‘ noch nicht enthalten ist), ohne aber notwendigerweise *vollständig* systemisch und selbstgeregelt zu sein (was der Begriff der Struktur nach Piaget implizieren würde).

Der zweite Punkt, die effektive Bedeutung als Systemeigenschaft⁴ der aktuellen kommunikativen Gesamtsituation zu begreifen, befreit die Frage nach der Bedeutung eines kommunikativen Mittels

⁴ Im Kontext sich nicht reproduzierender Situationen wäre es vielleicht treffender, von einer ‚Resultieren-den‘ zu sprechen. Da aber die Eigenschaften, die das System als Ganzes momentan besitzt logisch unabhängig von der Frage, ob im folgenden Zustand des Systems noch die gleichen Gesetzmäßigkeiten gelten, sind, verzichte ich an dieser Stelle auf eine weitere terminologische Differenzierung.

von der Notwendigkeit, eine (am besten eindeutige) definitive, explizierbare Bedeutung anzugeben, ohne aber dieses Mittel *jeglicher* ‚eigenen‘ Bedeutung zu berauben. Nur liegt diese eigene Bedeutung dann nicht mehr in einer lexikalischen Paraphrase, sondern in den Funktionen, die es im Kontext seiner Verwendung erfüllt oder erfüllen kann.⁵

Eine als Systemeigenschaft verstandene effektive Bedeutung erfordert zu ihrer vollständigen Interpretation die Konstruktion der sie hervorbringenden Situation. Und auch wenn dies praktisch nicht zu leisten ist, eröffnet es zumindest perspektivisch die Möglichkeit und bewahrt die Bedeutung somit vor dem völligen Verschwimmen im Ungefähren. Dadurch bleibt diese einer präzisen wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich. An der genauen funktionalen Erfassung der Eigenschaften der normalen Kommunikation lässt sich damit tatsächlich arbeiten, ohne dass diese schon der Definition des ‚eigentlichen‘ Gegenstandes zum Opfer fallen.

⁵ ‚Kommunikatives Mittel‘ ist hier als relativ unscharfer Sammelbegriff für alle irgendwie verwend- und benennbaren Teile des Kommunikationsprozesses zu verstehen. Darunter fallen Blicke und Gesten (seien sie absichtsvoll oder unwillkürlich), kommunikationsrelevante Schemata, Atmung, Akte, Worte, Sätze, Sprechakte usw. Diese sind im Begriff nicht konzeptionell geordnet, und hauptsächlich deskriptiv. Für eine Erklärung der vorliegenden Prozesse wäre es zweckmäßiger, von vornherein auf der Ebene der Schemata zu bleiben, und den Rekurs auf die Phänomene nur als Fragestellung, Anregung und Verständigungshilfe zu verwenden. Dann würde der Text relativ technisch und umständlich, und eine angemessene (und präzisere) Formulierung müsste lauten: Die ‚eigene‘ Bedeutung eines kommunikativen Schemas liegt in den Operationen, die es auf anderen Schemata ausführt, bzw. in den Konsequenzen, die es für das Ergebnis von Operationen hat, die andere Schemata auf ihm ausführen, insgesamt also in seiner spezifischen (und wiederholbaren) Wirkungsweise in der gegebenen Struktur (bzw. dem gegebenen System). Wobei zu berücksichtigen ist, dass ein Schema nicht identisch ist mit einem Wort oder Sprechakt, sondern diesen nur zu Grunde liegt.

Beispielsweise zeigt Bühler, in Anwendung gestalttheoretischer Erkenntnisse, dass die Bedeutung sprachlicher Zeichen (und ich denke man kann dies ohne Abstriche auf kommunikative Mittel im Allgemeinen übertragen) von ihrem sprachlichen und außersprachlichen *Umfeld*⁶ bestimmt wird, in dem sie ihre ‚diakritische‘ Funktion erfüllen (Bühler 1965:154ff).⁷ Betrachtet man Bedeutung als eine Systemeigenschaft, ist dies eine Selbstverständlichkeit. Die Frage ist dann ‚nur‘ noch, welche Rolle welche Teile des Umfeldes spielen, bzw. welche Schemata ihnen zugrunde liegen.

Dabei sollte die Untersuchung aber nicht auf die Situation selbst beschränkt werden. Über die Entstehungsgeschichten der kommunikativen Habitus der in der Situation beteiligten Akteure wirkt, wie Bourdieu in ‚Was heißt Sprechen?‘ (Bourdieu 2005b) gezeigt hat, sehr viel von den strukturierten und strukturierenden Eigenschaften der Gesamtgesellschaft in die Situation hinein. Bourdieu ist in diesem Zusammenhang freilich vor allem an Machtbeziehungen interessiert, worauf ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen möchte. Interessanter für den vorliegenden Zusammenhang ist die Möglichkeit, die Abgestimmtheit der Habitus aufeinander auf die kommunikativen Aspekte der Habitus zu beziehen. Die Abgestimmtheit der kommunikativen Habitus aufeinander ist in Konsequenz der oben dargelegten Argumente als notwendige Voraussetzung des Funktionierens von Kommunikation zu sehen. Damit Kommunikation zwischen verschiedenen Akteuren funktionieren kann, müssen die Kommunikationsmittel zu einem hohen Grad Gegenstand kollektiver Übereinstimmung sein. Diese Übereinstimmung kommt aber nur

⁶ Terminologisch spricht Bühler hier von Kontext und empirischem Umfeld. Wegen der Missverständlichkeit beim Gebrauch des Wortes ‚Kontext‘ ziehe ich an dieser Stelle die Paraphrase vor. Auf die Bedeutung des *sprachlichen* Umfeldes hatte im Übrigen auch schon Saussure hingewiesen (Saussure 1967:128ff).

⁷ Sehr schön wird dies auch von Bourdieu anhand von Pflichtkonversation und rituellem Scherzen verdeutlicht (Bourdieu 1999:148).

zustande, wenn die kommunikativen Habitus einer Gesellschaft die objektiven Bedingungen des Erwerbs kommunikativer Fertigkeiten in ausreichend systematischer Weise strukturieren. Die Strukturierung der objektiven gesellschaftlichen Bedingungen wirkt über die strukturierende Wirkung, die sie auf die kommunikativen Fertigkeiten der Akteure in der Genese ihrer Habitus ausübt, in die Situation hinein, und schafft dadurch die Voraussetzung der Koorientierung der Akteure und des konkreten Bedeutungserlebnisses, einschließlich des phänomenalen Erlebnisses eines unmittelbaren Verstehens (bei sehr guter Passung der kommunikativen Schemata auf die Gesamtsituation), eines bedingten Verstehens, oder eines Nichtverstehens. Die tatsächliche Bedeutung eines kommunikativen Aktes (im Sinne einer Konsequenz) umfasst dabei aber immer mehr als nur dieses Verstehenserlebnis. Wie nach Bourdieu allgemein das Handeln der Akteure mehr Sinn hat, als diese selbst wissen (Bourdieu 1999:127), hat auch das kommunikative Handeln mehr Sinn als die kommunizierenden Akteure wissen. Der Sinn erwächst aus der Entstehungsgeschichte der angewandten kommunikativen Schemata, die als einverlebte Geschichte die Anpassung an die (auch kommunikativen) Bedingungen der Vergangenheit darstellen (108). Die Geschichte wird aber nach Bourdieu (insoweit sie überhaupt je ins Bewusstsein gedrungen ist) vergessen (Bourdieu 1976:171; 1999:105), womit auch das Netz der Beziehungen, in denen die Schemata entstanden sind, dem systematischen Zugriff des Bewusstseins entzogen ist. Diese Beziehungen können nur noch von Fall zu Fall als phänomenale ‚Assoziation‘ oder spontane Eingebung (also letztlich in Form ihrer Produkte) erlebt werden, obwohl sie dem im Einzelfall erzeugten Kommunikationsakt und der erzeugten Bedeutung, wenn auch in transformierter Form, zugrunde liegen (Bourdieu 1999:106ff).

Die Bedeutung liegt, wie oben gesagt, der Gesamtsituation als Systemeigenschaft einbeschrieben. Diese Gesamtsituation besteht nun aus dem gesamten System der (auch indirekt) beteiligten

kommunikativen Schemata und der Gesamtheit der Elemente der *interpretierten* Situation. Die Bedeutung eines kommunikativen Mittels (etwa eines Wortes oder einer Geste) wird also nicht allein von seiner Beziehung zum gesamten System der es interpretierenden Schemata des Empfängers bestimmt, sondern von der spezifischen Gesamtkonstellation aller direkt oder indirekt damit verbundenen Elemente der interpretierten Situation und der diese interpretierenden Schemata. Um eine exakte Bedeutungsbestimmung vorzunehmen, müsste man dieses Gesamtsystem in jedem einzelnen Fall rekonstruieren (was in einem idealen Sinne freilich unmöglich ist).

Aus dieser Beschreibung geht auch hervor, dass es für jedes kommunikative Geschehen so viele Bedeutungen gibt, wie Beteiligte, denn für jeden Beteiligten ergibt sich die Bedeutung als Systemeigenschaft *jeweils* aus der Gesamtkonstellation *seiner* kommunikativen Schemata und der von *ihm* interpretierten Situation. Aufgrund der unabgestimmten Übereinstimmung der Habitus von Menschen mit ähnlichem sozio-kulturellen Hintergrund können diese individuellen Bedeutungen jedoch so nahe beieinander liegen, dass selbst bei sorgfältiger Überprüfung keine wesentlichen Unterschiede festzustellen sind.⁸

⁸ Die lerngeschichtliche Varianz der kommunikativen Mittel ist zwar eine naheliegende und unausweichliche Konsequenz aus Bourdieus Theorie, er selbst hat diese allerdings nicht ausdrücklich gezogen (Bourdieu 1999:51f). Tatsächlich ist diese Aussage bereits beinahe impliziert, wenn er an späterer Stelle schreibt, dass Praktiken nur in dem Maße wechselseitig verständlich sind, in dem die Habitus der beteiligten Akteure dieselbe Geschichte verkörpern (108). Immerhin weist er selbst wiederholt hin, dass zwei Habitus niemals vollständig dieselbe Geschichte verkörpern (112f), so dass zu vermuten ist, dass es sich schlicht um eine rhetorische Verkürzung handelt.

6.2 Einige Besonderheiten kommunikativer Systeme mit der Qualität einer Sprache

Dass sich außersprachliche Kommunikation mit dem hier beschriebenen Instrumentarium fassen lässt, erscheint relativ naheliegend. Wenn man an Körperhaltungen, schiefe Blicke und dergleichen denkt, fällt es leicht anzunehmen, dass sie in von den Lernbedingungen in strukturierter Weise unbewusst eingewöhnt, in ihrer Bedeutung nicht vollständig bewusst und nur aus der Verwendungssituation heraus zu verstehen sind.

Schwieriger wird es, wenn die Rede auf Sprache kommt, da Sprache aufgrund ihres hohen Grades an Konventionalisiertheit dem unbefangenen Beobachter den Eindruck vermitteln kann, es gäbe doch vollkommen bewusste Bedeutungen ohne Strukturbezug, typischer Weise bei Nennwörtern wie ‚Haus‘, ‚Bank‘ oder ‚Straße‘. Hierzu ist zu sagen, dass es keine Notwendigkeit gibt, die relativ stabile konventionelle Bedeutung solcher Wörter zu bestreiten. Vielmehr ist diese Möglichkeit in einer Betrachtung der kommunikativen Fertigkeiten als System von Schemata bereits implizit. Es gibt daher ebenfalls keine Notwendigkeit anzunehmen, dass diese Bedeutungen über keinerlei Strukturabhängigkeit verfügen würden. Naheliegend ist vielmehr, dass diese durch die fortlaufende Verwendung in einem bereits strukturierten Umfeld soweit geschärft wurden, dass die Verwendungsregelmäßigkeit des Elementes den Charakter einer weitgehend konventionalisierten Verwendung nach als intersubjektiv gedachten Kriterien bekommt.⁹ Sehr methodisch

⁹ An Schärfe und interner Systematik könnte die Sprache zusätzlich dadurch gewinnen, dass sie zum *Denken* verwendet wird. Eine interessante Überlegung ist aber auch, wie viel sprachliche Schärfe eigentlich sinnvoll ist. Möglicherweise hätten zwei (unmögliche) Akteure mit verschiedenen perfekt präzisen Sprachen erheblich mehr Verständigungsschwierigkeiten, als zwei Akteure mit vergleichbar unterschiedlichen, aber unscharfen und mehrdeutigen Sprachen.

und besonders weit wird diese Konventionalisierung bei wissenschaftlicher Terminologie getrieben. Eine tatsächlich vollständige Ablösung der Bedeutung aus der Gesamtstruktur ist aber prinzipiell undenkbar. Hier möchte ich nochmals auf die ‚Fallibilität‘ nach Ungeheuer (Ungeheuer 1985b:320ff) verweisen, der zeigt, dass es immer einen Rest Erklärungsbedarf gibt, dass die Sprache uns niemals „von ihr selbst befreit“ (Merleau-Ponty 1984:27), wie Merleau-Ponty es ausdrückt, sondern dass wir auf das Netz der Bezüge angewiesen bleiben; dass die Bedeutung selbst dann problematisch bleibt, wenn sie eindeutig *erscheint*. Dieser Widerspruch zwischen scheinbarer Eindeutigkeit und faktischer Relativität der Bedeutung zeigt sich immer wieder, etwa wenn Menschen sich miteinander über die ‚wahre‘ Bedeutung eines Wortes auseinandersetzen.¹⁰

Die Stabilität der Zuordnung von Sprachelementen zu bestimmten praktischen Verwendungen erklärt sich nun also aus der Einübung der sprachlichen Schemata in einer Umgebung, in der diese ausreichend systematisch auftreten, die passende systematische Reaktionen auf diese Schemata produziert und in der untrennbar auch die Verwendungsmöglichkeiten mitgelernt werden (Bourdieu 1989a:37f; Zimmer 1986:53).

Die Komplexität des Systems Sprache erfordert für eine zufriedenstellende Erklärung aber außerdem einen Verweis auf die *relative Eigendynamik von Subsystemen* nach Bourdieu. Diese lässt sich beispielhaft aufzeigen an Bourdieus Theorie sozialer Felder, die er als gesellschaftliche Subsysteme mit Eigendynamik und eigenen Gesetzmäßigkeiten charakterisiert, die ihnen eine relative Unabhängigkeit vom gesellschaftlichen Gesamtsystem verleihen (Bourdieu 1998b:18ff). Eine entsprechende Eigendynamik, Eigengesetzlichkeit und daraus folgende relative Unabhängigkeit von der aktuellen

¹⁰ Ein Paradoxon, auf das auch Bourdieu schon hingewiesen hat (Bourdieu 1999:37).

gesellschaftlichen Umgebung attestiert Bourdieu auch dem Habitus (Bourdieu 1999:105) und dessen Bestandteilen (Bourdieu 1999:100). Nun hindert nichts daran, entsprechende Eigenschaften auch für das Subsystem der Sprache zu unterstellen. Wenn das System der erlernten und aufeinander bezogenen Schemata, das der Habitus ist (Bourdieu 1999:157), eine solche Eigendynamik entfalten kann, warum dann nicht auch ein besonders eng aufeinander bezogener Teil dieser Schemata, wie eben die Menge der sprachlichen Schemata? Tatsächlich führt Bourdieu den Unterschied des Erwerbs der Muttersprache und einer Fremdsprache als Beispiel für den Unterschied zwischen praktischem Lernen, das sich im Extrem darstellt als ein „in das Spiel hineingeboren [sein]“ (Bourdieu 1999:124), und dem Lernen eines von der bereits gebildeten *Disposition* verschiedenen Systems expliziter Regeln (ebd.).

Diese Verbindung von relativer Schärfe der Verwendungsregeln, relativer Eigendynamik und relativer Unabhängigkeit vom Gesamtsystem der Schemata eröffnet den Weg zu einem komplexen System, das Regelmäßigkeit, Differenziertheit, relative Intersubjektivität und Kreativität (ermöglicht durch die Unschärfen und strukturalen Einbindungen der Elemente) miteinander verbindet.

Ein solches System ist erforderlich, um die Sprache mit Lexikon, Syntax und Pragmatik, aber auch ihrer Unschärfe, Dynamik und Kreativität zu fassen. Und obwohl einzelne der aufgezählten Punkte (etwa das Lexikon) in Folge dieser Argumentation zu relativieren sind, lässt sich auf dieser Grundlage (freilich mit mehr Arbeit als mittelfristig zu leisten ist, vielleicht auch nur theoretisch) ein Erzeugungsmodell konstruieren, das das empirische sprachliche Geschehen mit seiner Regelmäßigkeit wie auch seinen Varianzen und (erfolgreichen oder erfolglosen) Regelverletzungen tatsächlich erklärt.¹¹

¹¹ Womit man sich auf einer Linie mit der Zielsetzung der Humanwissenschaft nach Bourdieu befindet (Bourdieu 1999:169).

7. Konsequenzen

Wie alle Begriffe von Dispositionen dürfte der Wert des Habitusbegriffs [...] vor allem darin liegen, welche falschen Problemstellungen und Lösungen er beseitigt und welche Fragen mit seiner Hilfe besser gestellt werden können, als darin, welche eigentlich wissenschaftlichen Probleme er aufwirft.

Pierre Bourdieu^{IV}

An dieser Stelle möchte ich einige Konsequenzen der in dieser Arbeit dargelegten Argumente für die mit Kommunikation befassten Forschungszweige aufzeigen. Dabei muss ich mich, der Vielfältigkeit des Feldes entsprechend, auf eine Auswahl beschränken, und kann kaum hoffen, auch nur dieser gerecht zu werden. Die in der Ausformulierung der Konsequenzen der genannten Argumente für die beispielhaft herausgegriffenen Vertreter formulierte Kritik sei daher in erster Linie als Anregung verstanden.

In den folgenden Unterkapiteln werde ich zuerst die allgemeinen Konsequenzen der Praxeologie in Bezug auf die Humanwissenschaften darstellen. Daraufhin fasse ich die wichtigsten Aussagen über Kommunikation und Kommunikationskultur, die sich aus dieser Arbeit gewinnen lassen, zusammen, um schließlich nacheinander drei wichtige Vertreter der mit Kommunikation befassten Wissenschaften (strukturalistische Linguistik Saussures, Sprechakttheorie im Sinne Searles, die von Sacks begründete Konversationsanalyse) daraufhin untersuchen, ob sie in ihren Grundannahmen mit den Ergebnissen dieser Arbeit vereinbar sind, bzw. welchen Beitrag

letztere zu den diskutierten Forschungsrichtungen leisten können. Dabei kann der Anspruch (schon aus dem begrenzten Umfang des zu Rate gezogenen Materials heraus) freilich nicht sein, innerhalb weniger Seiten diesen großen Theoretikern gerecht werdende Urteile zu fällen. An dieser Stelle geht es lediglich um eine Demonstration des theoretischen Mehrwertes, der sich aus der Anwendung der in dieser Arbeit herausgearbeiteten Erkenntnisse schöpfen lässt.

Die drei ausgewählten Vertreter repräsentieren drei verschiedene, der Kommunikationswissenschaft benachbarte, Fächer: Die Sprachwissenschaft, die Philosophie und die Sozialwissenschaften.

Die Arbeiten von Saussure, als dem Vertreter der Sprachwissenschaft, sind freilich bereits relativ alt. Ihn hier als aktuellen Vergleichspunkt anzuführen rechtfertigt sich durch den enormen Einfluss, den er als Begründer des Strukturalismus (dem, wenn auch unter Vorbehalt, ja auch Bourdieu und Piaget zuzurechnen sind) auf die spätere Sprachwissenschaft, wie auch die verschiedensten anderen Disziplinen ausgeübt hat (Prechtel 1994:93ff) und vor allem der Relevanz, die Bourdieu Saussures Arbeit zuspricht. Denn während viele Aussagen Saussures auch unter Strukturalisten umstritten waren, sind die grundlegenden Operationen, mit denen Saussure seinen Gegenstand konstituierte, laut Bourdieu zum ‚wissenschaftstheoretisch Unbewussten‘ des Strukturalismus geworden (Bourdieu 1999:57; 2005:37f).

Die Sprechakttheorie wird als Vergleichspunkt besonders interessant, weil sie den Anspruch erhebt, aus philosophischer Perspektive einen Beitrag zur Klärung der sozialen Funktionsweise von Sprache und Sprechen zu liefern, zudem nicht zuletzt, wegen dem Einfluss, den sie auf andere Disziplinen wie etwa die Linguistik ausübt (Hagemann/Rolf 2001:886ff).

Die Konversationsanalyse schließlich ist eine aus sozialwissenschaftlichem Umfeld stammende Forschungsrichtung, die sich aus dieser Perspektive mit Gesprächen befasst. Auch sie hat Einfluss auf benachbarte Disziplinen ausgeübt (Kallmeyer 2005:1213; Bergmann 2001:925), und bietet zudem als klar bestimmtes Forschungsprogramm günstige Voraussetzungen für einen Vergleich.

7.1 Allgemeine Konsequenzen der Praxeologie für die Humanwissenschaften

Einige zentrale Aussagen des praxeologischen Paradigmas sollten von jeder Humanwissenschaft berücksichtigt werden. Die fehlende Berücksichtigung derselben macht die Forschungsergebnisse zwar nicht automatisch unbrauchbar, produziert jedoch systematisch Fehler, Verfälschungen oder kritikwürdige Auslassungen, so dass der Rezipient bei der Interpretation entsprechender Forschungsergebnisse zumindest berücksichtigen sollte, was alles in der betreffenden Forschung selbst nicht berücksichtigt wurde. Besonders zentral sind dabei die folgenden Punkte:

- Der Akteur als aktiver Teil der Gesellschaft (Kapitel 2.4)
- Die Präzisierung des Regelbegriffs (Kapitel 2.4)
- Die ‚Teilnehmende Objektivierung‘ (Kapitel 2.3, 2.5)

Da die praxeologische Argumentation in kritischer Auseinandersetzung mit den Theoretikern und Schulen ihrer Zeit entwickelt wurde, wird es nicht überraschen festzustellen, dass ihre spezifischen Errungenschaften dort (noch?) nicht oder nicht vollständig berücksichtigt wurden.

Dies gilt selbst für Punkte, die eigentlich nicht als besonders originell gelten können, wie die Forderung, die jeweils aktuelle Situation als Produkt historischer Kausalprozesse zu verstehen.

Auch die Konsequenz daraus, von Strukturen ohne Subjekten (Bourdieu 1999:78) zu einer Betrachtung von historisch strukturierten und strukturierenden Akteuren als aktiven Gliedern überzugehen, die *gleichzeitig* Produkt der Gesellschaftsstruktur sind, gehört zu den naheliegenden Konsequenzen, sobald man beginnt, die rein formale Betrachtung individueller und gesellschaftlicher Strukturen hinter sich zu lassen und nach tatsächlichen Kausalzusammenhängen zu suchen.

Leider muss man aber feststellen, dass in keiner der drei unten diskutierten Forschungsrichtungen der Akteur *als solcher* eine nennenswerte Rolle spielt. Dementsprechend bleibt auch der Regelbegriff, für den jeweils festzulegen wäre, ob damit ein intrinsisches Gesetz, eine statistische Regelmäßigkeit oder eine explizite Norm gemeint ist (Bourdieu 1992b:81), und damit die Frage, worin eigentlich die Kausalität des Geschehens begründet liegt, ungeklärt. Damit in enger Verbindung steht wiederum die Frage nach dem Grad der Bewusstheit des Handelns und nach der Natur der Kausalprozesse.

Auch das Konzept der ‚Teilnehmenden Objektivierung‘, also der Einbeziehung des Forschenden und dessen Beziehung zu seinem Objekt in den Forschungsgegenstand, die Forderung nach der Entwicklung einer Theorie der Praxis und einer Theorie der Position des Forschers, findet sich bei anderen Theoretikern in dieser konsequenten Form kaum. Man kann sagen, dass dieses Thema zumeist mit dem Verweis auf die Neutralität des Forschers abgehandelt wird – aus praxeologischer Perspektive eine klare Überschätzung der „Allmacht des Denkens“ (Bourdieu 2001:18). Die Konsequenzen dieser Unterlassung, die Projektion des wissenschaftstheoretisch Ungedachten auf den Gegenstand sowie ein gewisser intellektueller Ethnozentrismus, wurden bereits in Kapitel 2.2 ausführlich dargelegt.

Eine wesentliche Konsequenz der praxeologischen Argumentation ist weiterhin, dass angemessen begründete wissenschaftliche Erkenntnisse weder allein aus dem Denken, noch allein aus der Empirie zu gewinnen sind.

Bourdieu's Konzept von Habitus, Dispositionen, Praxis und historisch in Feldern strukturierter Gesellschaft bietet einen Ansatz zur Behebung dieser Mängel. Es handelt sich sicher nicht um die einzig mögliche Antwort auf die sich stellenden Fragen, wohl aber um ein taugliches begriffliches Mittel, Fragen sachgerechter zu stellen, vorschnelle Lösungen zu kritisieren und zu einem fruchtbareren Arbeiten in den Humanwissenschaften zu kommen.

Bourdieu's Praxisbegriff etwa ist es, der unter Rückgriff auf den Habitus erlaubt, von den Regeln zum praktischen Sinn und von deskriptiven Betrachtungen zu Kausalbetrachtungen überzugehen, sowie die synchronische und die diachronische Perspektive, die Saussure noch für unvereinbar hielt (Saussure 1967:116ff), in der gegenwärtigen Interaktion geschichtlicher Akteure miteinander zu vereinen.¹

7.2 Spezifische Konsequenzen der Praxeologie für die mit Kommunikation befassten Wissenschaften

Aus der Argumentation dieser Arbeit heraus lassen sich verschiedene Aussagen über Kommunikation und Kommunikationskultur treffen. Die Aussagen sind ihrem Inhalt nach nicht vollkommen neu, wurden meines Wissens aber noch nicht in dieser Form als System

¹ Man vergleiche hierzu auch Lizardos Analyse der strukturierten Umwelten nach Bourdieu, die Lizardo als sowohl synchronisch als auch diachronisch organisiert darstellt (Lizardo 2004:386). Müller hat ähnliche Züge aus der Feldtheorie Bourdieus herausgearbeitet (Müller 2005:37f).

aufeinander bezogen; darüber hinaus ist leider auch noch kaum eine dieser Aussagen *allgemein* anerkannt. Unter Verweis auf den Gesamtrahmen dieser Arbeit werde ich die Aussagen hier nur stichpunktartig auflisten:

1. Kommunikation ist kein vollständig bewusster Vorgang. Der Grad der Bewusstheit kann unterschiedlich und sogar unwesentlich sein. Kommunikation wird von einem praktischen Sinn geleitet, aus dessen intrinsischen Eigenschaften sich in Verbindung mit den Rahmenbedingungen die Regelmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten der empirischen Sprache ergeben.
2. Kommunikation ist keine Übertragung von Information. Vielmehr erfordert sie Konstruktionsarbeit (bzw. Assimilationsarbeit) seitens des Hörers. Deren Erfolg bleibt prinzipiell unsicher.
3. Kommunikationskultur ist nicht monolithisch. Sie besteht in einem Zusammenspiel von individuellen und individuell unterschiedlichen Kommunikationsfertigkeiten. Ihre relative Einheitlichkeit ist ein ungeplantes Produkt individueller Prozesse. Kommunikationskultur ist daher nicht nach durchgängigen, logisch einheitlichen und widerspruchsfreien Prinzipien aufgebaut. Sie ist vielmehr ein *praktisches* System, d.h. sie dient primär praktischen Zwecken und wird von der Praxis in ihrem Vollzug gestaltet. Sie unterliegt daher der „*Ökonomie der Praktiken*“ (Bourdieu 1999:95). In der Folge gehorcht auch die Praxis der Kommunikation selbst keinen einheitlichen und widerspruchsfreien Regeln.
4. Kommunikationskultur ist kein isoliertes Phänomen. Sie ist verwoben mit den Gesamthabitus. Auch die Bestandteile der Kommunikationskultur sind nur aus dem Gesamtzusammenhang zu verstehen.

5. Kommunikation funktioniert nicht atomistisch. In der Kommunikation wirken keine isolierten Elemente, sondern Systeme, deren Eigenschaften als Ganze sich nicht restlos auf eine Addition von Eigenschaften ihrer Teile zurückführen lassen.
6. Kommunikation ist transsituativ. Sie ist fundiert in den historischen Habitualisierungs- und Transformationsprozessen der Kommunikationskultur, die selbst in den objektiven Lebensbedingungen (nicht nur der kommunikativen) fundiert ist. Daher lässt sich ein kommunikativer Vorgang nicht allein aus der aktuellen Kommunikationssituation selbst erklären.

Die Auflistung mag nicht erschöpfend sein, und auch an Ausführlichkeit zu wünschen übrig lassen. Anstatt hier weitere Details herauszuarbeiten, werde ich aber dazu übergehen, Punkt für Punkt zu überprüfen, inwiefern diese zentralen Aspekte jeweils in den untenstehend ausgewählten mit Kommunikation befassten Forschungszweigen Berücksichtigung finden, bzw. mit deren Positionen vereinbar sind.

7.3 Beispiel 1: Die strukturalistische Sprachwissenschaft nach Saussure

Einer der klassischsten Ansätze in den mit Kommunikation befassten Wissenschaften überhaupt ist die linguistische Konzeption von Ferdinand de Saussure. Der sprachwissenschaftliche Entwurf Saussures ist komplex, detailreich und, bedingt durch die Publikationsweise seines Werkes (posthume Veröffentlichung der eigenmächtig edierten Mitschriften von Studierenden, bzw. Notizblättern), auch nicht immer eindeutig. Der Versuch, die Kernpunkte des Werkes in diesem kleinen Rahmen zusammenzufassen und auf ihre Kompatibilität mit einer anderen Konzeption hin zu prüfen ist also

relativ gewagt. Mein Interesse gilt dabei weniger der Suche nach dem ‚authentischen‘ Saussure hinter den veröffentlichten Schriften, sondern dem tatsächlich publizierten, und vor allem dem *wirksamen* Werk, also dem *Cours de linguistique générale*. Dazu gehört auch, der ‚langue‘, die Saussure ja als den ‚eigentlichen‘ Gegenstand der Sprachwissenschaft bestimmt (Saussure 1967:11), den ersten Platz im Werk Saussures einzuräumen. Fragen der außersprachlichen Kommunikation klammere ich in Bezug auf Saussures Werk daher weitgehend aus und konzentriere mich auf Sprache und auch nur in zweiter Linie auf Sprechen.

7.3.1 Die Vereinbarkeit mit der 1. praxeologischen Konsequenz

Saussures Verwendung des Regelbegriffs ist nicht vollständig klar, wie besonders deutlich wird, wenn er schreibt, dass „jedes in einer Gesellschaft rezipierte Ausdrucksmittel im Grunde auf einer Kollektivgewohnheit, oder, was auf dasselbe hinauskommt, auf der Konvention.“ (Saussure 1967:80) beruht, als ob dies nicht zwei gegensätzliche Aussagen wären. An anderer Stelle wird die Sprache als „Übereinkunft“ (Saussure 1967:12), als ‚feststehendes Gesetz‘ (83) oder auch als ‚intrinsisches Gesetz‘ (110) beschrieben.

Zu diesem Schwanken zwischen unterschiedlichen Konzeptionen von Regelung für denselben Gegenstand passt auch Saussures Argumentation, wenn er die Stabilität des Systems der Sprache differenzierter begründet. Die Veränderung der Sprache, so schreibt Saussure, geht relativ träge vonstatten, weil die Generationen von Sprachverwendern nicht schichtweise aufeinander folgen, sondern fließend ineinander übergehen, wobei jede Generation sich die Sprache mittels geistiger Arbeit aneignen muss, und insofern nicht geneigt ist, sie durch eine andere zu ersetzen – zumal die Sprach-

benutzer, Saussure zufolge, im Allgemeinen mit ihrer Sprache ohnehin zufrieden sind. Besonders interessant sind die beiden Argumente, dass Sprache nicht allgemein zu verändern ist, weil sie ständig überall in Gebrauch ist – einschließlich bei denen, die sie umgestalten wollen selbst, und dass die Beliebigkeit des Systems dieses mangels Argumenten für oder gegen eine Variante desselben einer sinnvollen Diskussion entzieht. Eine weitere Schwierigkeit sieht Saussure darin, dass die Sprache ein so umfangreiches und komplexes System ist (84ff).

Die Auflistung von Argumenten mischt hier verschiedene Begründungstypen. Saussure argumentiert einerseits vornehmlich intrinsisch, ohne dies jedoch konsequent zu Ende zu führen, andererseits immer so, als wäre es im *Prinzip* jederzeit möglich, die Sprache qua Übereinkunft zu verändern, wenn dem nicht das eine oder andere praktische Problem im Wege stünde.

Eine Mischung aus intrinsischen und extrinsischen Faktoren wäre im Prinzip wahrscheinlich problemlos denkbar. Problematisch ist allerdings, dass Saussure mangels einer adäquaten Bestimmung der Natur sprachlicher Regeln dem Sprachverwender implizit die Souveränität zuspricht, mit der Sprache als einem *klar erkannten Objekt* bewusst nach Gutdünken umzugehen. Dass Saussure diese Fähigkeit dem Gros der Sprachverwender, zwar nicht grundsätzlich, aber doch praktisch, an derselben Stelle abspricht (86), macht nur noch deutlicher, dass diese Frage bei Saussure unzureichend geklärt ist.

Ein Begriff eines ‚praktischen Sinns‘, welcher vielleicht ohnehin der ‚parole‘ zuzuordnen wäre, taucht bei Saussure nicht auf.

7.3.2 Die Vereinbarkeit mit der 2. praxeologischen Konsequenz

Die Frage der Funktionsweise der Kommunikation lässt Saussure, getreu seinem Grundsatz, die praktische Rede, die ‚parole‘, aus dem ‚eigentlichen‘ Gegenstand seiner Betrachtungen auszuschließen, weitgehend außen vor. Wenn er schreibt, dass die Sprache das Bindeglied zwischen Denken und Laut darstellt (Saussure 1967:133), und dass diese in den Gehirnen aller Mitglieder einer Sprachgemeinschaft mehr oder weniger gleich vorhanden ist (16, 23), kommt der Eindruck auf, dass hier doch ein Codierungs-/Decodierungsvorgang im Stil der Informationstheorie angedacht ist. Da dies mit dem strukturalistischen Ansatz Saussures aber kaum vereinbar ist, möchte ich auch diesen Punkt bei Saussure für ungeklärt halten.

7.3.3 Die Vereinbarkeit mit der 3. praxeologischen Konsequenz

Saussure ist sich durchaus im Klaren darüber, dass die individuellen Sprachkompetenzen unterschiedlich sind (Saussure 1967:241ff). Anstatt daraus jedoch die Konsequenz zu ziehen, dass Sprache und vor allem Verständigung eine entsprechend differenzierte Betrachtung erfordert, klammert er diese Unterschiede aus, und betrachtet Sprache als ein einheitliches ‚Ganzes‘ (11). Der Aspekt der praktischen Zwecke der Sprache wird kaum erwähnt, und wird zudem mit der Trennung zwischen ‚langue‘ und ‚parole‘ aus dem ‚eigentlichen‘ Gegenstand ausgeschlossen.

7.3.4 Die Vereinbarkeit mit der 4. praxeologischen Konsequenz

Die Verbundenheit von Sprache und ihrem Umfeld spielt für Saussure nur in zweierlei Hinsicht eine Rolle: In ihrer Verbindung mit dem Denken, wo Saussure Sprache zu einem Instrument der Gliederung von Denken und Lauten erklärt (Saussure 1967:133f), und in Bezug auf die ‚parole‘, die er umgehend von der ‚langue‘ trennt. Man kann wohl sagen, dass Saussure die ‚langue‘ als ein Objekt ‚für sich‘ behandelt, das zumindest vom methodischen Ansatz her als getrennt von den es ermöglichenden Bedingungen gedacht wird.

7.3.5 Die Vereinbarkeit mit der 5. praxeologischen Konsequenz

Für Saussure ist die Sprache ein dynamisches Ganzes (Saussure 1967:11), ein System, in dem die entscheidende Eigenschaft eines Elements sein ‚Wert‘, seine Beziehung zum Gesamtsystem ist (132ff). Saussure kann als Begründer der strukturalistischen Denkweise gelten, und hat in diesem Aspekt eine gute Grundlage geschaffen.

7.3.6 Die Vereinbarkeit mit der 6. praxeologischen Konsequenz

Dass Sprache ein historisches Produkt ist, sagt auch Saussure (Saussure 1967:10). Dieser Aspekt (wie auch jede andere trans-situative Fundierung) wird von ihm allerdings mit der Trennung zwischen ‚langue‘ und ‚parole‘ ausgeklammert (116ff).

7.3.7 Zusammenfassende Bewertung

Das Problem der Saussureschen ‚Metzgeranalyse‘ (Bühler 1965:58) besteht nicht so sehr darin, dass die Entwicklung der Sprache ignoriert würde, sondern darin, dass die Kräfte, die die diachronische Entwicklung hervorbringen, von denen unterschieden werden, die den synchronischen Zustand der Sprache bestimmen. Dieser kann aber doch nur ein dynamischer Zustand sein (denn die Elemente der Sprache müssen ja aufeinandertreffen, um ihre Abstimmung zu ermöglichen), und die Entwicklungen, die die Sprache diachronisch verändern, müssen in dieser ‚Momentaufnahme‘, dem dynamischen synchronischen Zustand, wiederzufinden sein.² Sonst hätte man das Paradox, dass die historische Entwicklung außerhalb der (jeweils gegenwärtigen) Zeit stattfände. Die Kräfte, die den gegenwärtigen Zustand bestimmen, und diejenigen, die dessen diachronische Entwicklung hervorbringen, müssen also *dieselben* sein. Saussures Forderung, synchronische und diachronische Sprachwissenschaft voneinander getrennt zu betreiben (Saussure 1967:96, 117ff), erscheint deshalb nicht sinnvoll. Was Saussure tut, wenn er die synchronische Sprachwissenschaft von der diachronischen (und der der ‚parole‘) trennt, ist, sich jede Möglichkeit zu nehmen, *kausale* Beziehungen zu untersuchen. Was ihm verbleibt ist, einen näherungsweise Mittelwert (Saussure 1967: 15f) der aktuellen Sprechgewohnheiten zu erstellen und zu systematisieren, dessen genaue wissenschaftliche Bedeutung jedoch ungeklärt bleibt.

² Saussure selbst schreibt ja, dass die Sprache in jedem Moment sowohl ein feststehendes System, als auch eine Entwicklung ist, und dass System und Geschichte kaum voneinander zu trennen seien (Saussure 1967:10). Man kann sich hier wirklich fragen, was bei der Edition verlorengegangen ist.

Unbestritten bleibt Saussures Verdienst, die strukturelle Denkweise in die Humanwissenschaften eingeführt und damit die moderne Sprachwissenschaft begründet zu haben. Die naheliegende Forderung, die man an seine Nachfolger aus praxeologischer Perspektive stellen muss, ist, die von Saussure proklamierten Beschränkungen und Unterteilungen des Gegenstandes zu überwinden und zu einem stärker interdisziplinären Arbeiten auf Basis besser reflektierter Begriffe zu finden. Freilich ist seit dem Erscheinen des ‚Cours de linguistique générale‘ einige Zeit vergangen. Die Ideen Saussures sind vielfach diskutiert, weiterentwickelt und in Frage gestellt worden. Was jedoch bleibt sind, wenn Bourdieu recht hat, die Operationen, mit denen Saussure den Gegenstand der Linguistik konstituierte. Diese sind für Bourdieu bis heute für zahlreiche Schwierigkeiten in den von Saussure beeinflussten Wissenschaften verantwortlich (Bourdieu 1999:57, 62). Diese grundlegenden Operationen, die in Saussures Konzeption der Sprache allgegenwärtig sind, sind dann nach wie vor aktuell.

7.4 Beispiel 2: Die Sprechakttheorie nach Searle

Die Sprechakttheorie, insbesondere Searle als ihr aktuell bedeutendster Vertreter, ist sicher einer der naheliegendsten Vergleichspunkte einer Betrachtung von Kommunikation als Praxis. Die Sprechakttheorie nimmt für sich in Anspruch, sich mit der ‚normalen Sprache‘, also der Sprache, wie sie tatsächlich von Menschen gesprochen wird, zu beschäftigen (Austin 2002:7; Searle 1973:12f; Savigny 1974:9f) und sie betrachtet Sprechakte als Handlungen, Searle die Sprachtheorie als Teil einer allgemeinen Handlungstheorie (Searle 1973:31). Allerdings muss man feststellen, dass Searle die Sprechakttheorie über den Umweg seines ‚Prinzips der Ausdrückbarkeit‘ auf das Gebiet der ‚langue‘ konzentriert (Searle

1973:32), und zudem die Handlungstheorie zu einer Theorie rationalen Handelns macht (Hagemann/Rolf 2001:885). Dies ist aber im Grunde nur konsequent, geht Searle doch vom Sprechen als von einer komplexen „Form regelgeleiteten intentionalen Verhaltens“ (886) aus.

Um die Konsequenzen dieser Setzungen zu verdeutlichen möchte ich Bourdieus Diskussion sprachlicher Akte anführen. Bourdieu verweist darauf, dass man, sobald man die Sprache mit Saussure als autonomes, von ihrem Gebrauch unabhängiges Objekt behandelt, die Macht der Worte nur noch in diesen selbst suchen kann (Bourdieu 2005b:101). Eine Haltung, die, in einer Formulierung von Clemens Knobloch, eine ‚Mystifikation der Worte‘ (Richter/Schmitz 2003:167) beinhaltet. Austin, dem Begründer der Sprechakttheorie,³ gesteht Bourdieu in diesem Zusammenhang zu, das Problem der Wirksamkeit der Worte zumindest gestellt zu haben (Bourdieu 2005b:80). Dies jedoch nicht konsequent (105) und letztlich wirkungslos (80). Tatsächlich bezieht Austin in seinen Vorlesungen zur Sprechakttheorie zahlreiche außersprachliche Aspekte ein (Austin 2002:28ff), versucht die sich daraus ergebenden Probleme aber mit der Formulierung einer Art formaler Handlungsgrammatik zu lösen, die sich in gewisser Weise als eine außersprachliches einbeziehende ‚langue‘, ein von Praxis und Kausalität losgelöstes System darstellt (37ff). Wirkungslos blieb der Aspekt der außersprachlichen Fundierung der Macht von Worten nach Bourdieus Ansicht jedoch aus einem anderen Grund. Sein leicht polemischer Kommentar dazu verdient, hier zitiert zu werden:

³ Austin selbst formuliert seine Rolle am Beginn der Vorlesungen zur Sprechakttheorie folgendermaßen: „Die Erscheinung, um die es geht, ist sehr verbreitet und liegt ganz offen zutage; hier und da müssen andere sie bemerkt haben. Aber ich habe noch niemanden gefunden, der sich richtig darum gekümmert hätte.“ (Austin 2002:25)

„Allerdings haben sich die Sprachwissenschaftler beeilt, [...] das Problem verschwinden zu lassen, [...] und zu einer strikt sprachwissenschaftlichen[...] Definition zurückzukehren: So unterscheiden sie zwischen [...] der eigentlichen sprachlichen Handlung – die Sitzung für eröffnet erklären – und der außersprachlichen Handlung – die Sitzung eröffnen, indem sie für eröffnet erklärt wird –, und fühlen sich dadurch berechtigt, von der Analyse der sozialen Bedingungen des Wirkens performativer Aussagen abzusehen. [...] War soviel Scharfsinn wirklich nötig um herauszufinden, dass ich zwangsläufig tue, was ich sage, wenn mein Tun im Sagen besteht?“ (Bourdieu 2005b:80)

Wenn man von den außerhalb des Bereichs der ‚langue‘ liegenden Bedingungen sprachlicher Akte abstrahiert, nimmt man sich die Möglichkeit, Fragen, die über die Grenze der ‚langue‘ hinausreichen, zu beantworten. Wenn der Gegenstand der Forschung die Funktionsweise sprachlicher Akte ist, ist diese Begrenzung hochgradig problematisch.

Die Grundfrage der Sprechakttheorie, was ein Akteur eigentlich tut, wenn er eine Äußerung macht (und wie er das tut), kann aus einer praxeologischen Perspektive heraus nur als fruchtbar beurteilt werden. Aus dem Versuch der Konstruktion eines rationalen, formalen und in sich widerspruchsfreien theoretischen Systems, dies abgelöst von der Praxis und mit einer eher dünnen Rückbindung an empirische Befunde (nämlich über die ‚Intuition‘ des Autors (Searle 1973:29)), erwachsen bei Searle jedoch Konflikte mit der vorliegenden Konzeption von Kommunikation als Praxis.⁴

⁴ Es sollte nicht verschwiegen werden, dass Searle in späteren Arbeiten, vor allem in Bezug auf die Frage der Bewusstheit und der Natur der Regeln, Korrekturen und Präzisierungen vorgenommen hat (Gebauer 2000:442ff). Da die hier vorgenommene Erörterung jedoch nicht einer abschließenden Beurteilung des Werks von Searle dient, sondern lediglich als Beispiel für den aus

Searle spricht, wie Saussure, im Wesentlichen von Sprache, dementsprechend werde ich in Bezug auf Searles Sprechakttheorie im Wesentlichen diesen Aspekt diskutieren.

7.4.1 Die Vereinbarkeit mit der 1. praxeologischen Konsequenz

Die Frage der Bewusstheit wird bei Searle nicht thematisiert. Seine Aussagen und Formulierungen lassen jedoch vermuten, dass er entweder absichtlich oder mangels Reflexion über den Regelbegriff implizit von einem sehr hohen Grad an Bewusstheit, oder zumindest Bewusstseinsfähigkeit von sprachlichen Akten ausgeht. So klassifiziert er sprachliches Verhalten pauschal als regelgeleitetes ‚Handeln‘ (Hagemann/Rolf 2001:886, Searle 1973:24), und dessen Idealtypus als zweckrational und störungsfrei (Hagemann/Rolf 2001:885).

Dem bei Searle recht zentralen aber dennoch selbst unreflektierten Regelbegriff entsprechend findet sich bei Searle in Hinsicht auf den praktischen Sinn keine explizite Differenzierung. Zwar schreibt er, dass die Sprecher die Regeln, die sie verwenden, nicht explizit kennen müssten, sondern über verinnerlichte Regeln und eine daraus folgende ‚Intuition‘ verfügten (Searle 1973:26f, 29), was der Unterstellung eines praktischen Sinns recht nahe kommt. Im Übrigen legen die Formulierungen und Argumentationsmuster, in denen Searle von Sprechen, Sprache und Sprechakten spricht, jedoch ein Verständnis von ‚Regel‘ als Norm nahe. Daran ändert auch Searles Unterscheidung zwischen ‚regulativen‘ und ‚konstitutiven‘ Regeln (54) nichts. Sowohl regulative Regeln (etwa Verkehrsregeln oder eine bestimmte Art und Weise des Grüßens) als auch konstitutive

dem praxeologischen Ansatz zu erzielenden theoretischen Mehrwert, halte ich es für legitim, mich hier vor allem auf Searles Frühwerk zu beziehen.

Regeln (etwa Spielregeln oder die Gesetze der Thermodynamik) können Regeln aller Art (Normen, Naturgesetze, Regelmäßigkeiten, Modelle) sein. Die Beispiele, die Searle anführt, betreffen aber alle explizite Normen der einen oder anderen Art (55ff).

7.4.2 Die Vereinbarkeit mit der 2. praxeologischen Konsequenz

Wie sich Searle zu der Frage der *Verständigung* eigentlich verhält, wird nicht ganz klar. Mein Eindruck ist, dass er letztlich dem ‚Hirngespinnst einer reinen Sprache‘ (Merleau-Ponty 1984:27) anhängt, also der (impliziten) Annahme, dass man nicht nur „alles, was man meinen, auch sagen kann“ (Searle 1973:34), sondern dass dieses Gesagte auch klarer und vor allem unproblematischer (und somit jedem problemlos verständlicher) Ausdruck des Gemeinten sein kann (Merleau-Ponty 1984:27ff). Wenn Searle dann weiter schreibt, „daß Fälle, in denen der Sprecher nicht genau sagt, was er meint [...] für die sprachliche Kommunikation theoretisch unwichtig sind“ (Searle 1973:36), und man dann noch bedenkt, dass es Searle um ‚Sprechakte‘ geht, also um mittels Sprache vollziehbare soziale Akte, dann kommt dies der Proklamation einer nur durch externe ‚Störungen‘ zu beeinträchtigenden Informationsübertragung nahe.

Dem widerspricht zwar Searles Aussage, dass es innerhalb demselben Dialekt (logisch betrachtet) verschiedene Idiolekte geben könne (25f). Dies wird jedoch nur zu Beginn erwähnt, und nicht weiter thematisiert. Eine Berücksichtigung dieser Möglichkeit und der daraus folgenden Probleme wird aus dem weiteren Verlauf des Essays nicht deutlich.

7.4.3 Die Vereinbarkeit mit der 3. praxeologischen Konsequenz

Falls die Unterstellung unter Punkt 2, dass Searle von einer problemlosen Sprache ausgeht, zutrifft, dann folgt daraus auch, dass es sich um eine monolithische Sprache handeln muss. Tatsächlich hält Searle eine Aufsplitterung aber wie gesagt ausdrücklich für prinzipiell möglich (Searle 1973:25f). Inwiefern er sie aber auch für praktisch möglich und relevant hält, wird weniger deutlich. Nachvollziehbare Berücksichtigung dieses Punktes in der Theoriebildung ist für mich nicht auszumachen. Im Gegenteil verweist Searle darauf, dass seine Untersuchung der Sprechakte eine Untersuchung der ‚langue‘ sei (32). Die ‚langue‘ jedoch ist von Saussure als in sich weitgehend geschlossenes, monolithisches System gedacht (Saussure 1967:11, 15f, 27).

7.4.4 Die Vereinbarkeit mit der 4. praxeologischen Konsequenz

Searle vertritt die Ansicht, dass seine Theorie auf dem Gebiet der ‚langue‘ (Searle 1973:32), bzw. der ‚langage‘ (13) anzusiedeln sei. Daraus entstehen verschiedene Folgeprobleme, wie etwa die Vernachlässigung der außersprachlichen, aber mit der Sprache verflochtenen Elemente, ohne die Sprache kaum adäquat untersucht werden kann.

7.4.5 Die Vereinbarkeit mit der 5. praxeologischen Konsequenz

Für Searle bilden die Regeln des Sprechens ein ideales System, das sich ohne Berücksichtigung von empirischen Unregelmäßigkeiten herausarbeiten lässt (Hagemann/Rolf 2001:886; Searle 1973:36). Den Systemcharakter von Sprache berücksichtigt Searle also, wie auch schon seine Berufung auf die ‚langue‘ andeutet.

7.4.6 Die Vereinbarkeit mit der 6. praxeologischen Konsequenz

Wie die Einbettung in die Elemente der aktuellen Situation (Punkt fünf), so fällt auch die transsituative, historische Fundierung der Kommunikation durch die Fokussierung der Betrachtung auf die ‚langue‘ aus dem Gegenstand Searles heraus.

7.4.7 Zusammenfassende Bewertung

Mit der Wahl der Intuition als Basis der Argumentation hat Searle ein philosophisches Ei des Kolumbus gefunden. Dieses erlaubt ihm, die Begründungsprobleme, die die Sprachphilosophie seiner Zeit umtrieb, auszuklammern, sich zum Philosophen der ‚normalen Sprache‘ zu erklären, und *gleichzeitig* verschiedene Vereinfachungen, die die Voraussetzung praxisferner Sprachphilosophie sind, aufrecht zu erhalten. Angefangen mit seinem Rekurs auf die ‚langue‘, über das ‚Prinzip der Verstehbarkeit‘ (also der impliziten Annahme einer ‚reinen Sprache‘ im Sinne Merleau-Pontys) bis hin zur Rationalität der Kommunikation. Letzteres ist freilich etwas paradox: Der Sprecher hat für Searle keine explizite Kenntnis der

sprachlichen Regeln, weiß aber in der Praxis genau, wie man richtig ausdrückt und versteht. Der Unterschied zum praktischen Sinn nach Bourdieu ist dabei ein feiner, aber entscheidender: Bei Bourdieu hat der Akteur wie der Sprecher bei Searle keinen direkten Zugang zu dem, was seine Praxis regelt. Während der Sprecher bei Searle aber dann trotzdem irgendwie ‚weiß‘ was er tut (ohne das Searle problematisieren würde, woher dieses Wissen stammt oder welcher Art es ist), also rational sprachlich handeln kann, verhält sich der Akteur bei Bourdieu so, ‚wie man das eben tut‘, d.h. sein Verhalten ist weitgehend gewohnheitsmäßig, und erst auf einer relativ späten Ebene schaltet sich das Bewusstsein ein und wählt zwischen verschiedenen aus der Gewohnheit (bzw. dem System der Schemata) heraus vorbereiteten Alternativen.

Searles Theorie könnte insofern viel gewinnen, wenn sie die ‚Intuition‘, die sie als ihre Grundlage anerkennt, zum Problem mache. Dann erst ließe sich die Frage nach der Hervorbringung der Sprechakte und der Grundlage ihres Funktionierens, ihrer Regelmäßigkeiten und ihrer Vernünftigkeit sinnvoll stellen.

Zum Schluss noch einige Überlegungen zu Searles ‚Prinzip der Ausdrückbarkeit‘: Wenn man alles, was man meinen, auch sagen kann – was folgt daraus?

Zunächst einmal, dass ‚Sprechakte‘ *vollgültige Vertreter eines Gedankens* sein können. Dies klingt stark nach einer Berufs-ideologie für Menschen, die ihr Leben mit dem Philosophieren über Sprache verbringen, und geht ein Stück weiter als Saussure, für den Sprache eine *Folge* der Verwendung der Laute durch das Denken ist. Dabei bleiben Sprache (in der Folge auch das Sprechen) und Denken für Saussure aber grundsätzlich verschieden, da sich das Denken für Saussure amorph und chaotisch darstellt, während die Sprache gegliedert und systematisch ist (Saussure 1967:133f).

Wenn Sprechakte vollgültige Vertreter eines Gedankens sein können, kann der Sprechakttheoretiker (und das deckt sich in diesem Punkt auch wieder mit Saussures Konzeption der ‚langue‘ (Saussure 1967:19f)) von sich behaupten, über das Denken, nicht bloß über das Sprechen zu arbeiten, also im Grunde geisteswissenschaftliche Psychologie zu betreiben.

Weiterhin suggeriert das ‚Prinzip der Ausdrückbarkeit‘, dass es die primäre Bestimmung des Sprechens ist, etwas zu sagen – ein sprechakttheoretisches Paradox. Sobald ich nämlich einen Zweck jenseits des Sagens annehme, die Verständigung nicht mehr als Selbstzweck betrachte, müsste eigentlich die Frage ins Zentrum rücken, wie viel (und was und wie) ich eigentlich sagen muss, um einen gegebenen Zweck zu erreichen – einschließlich der Frage, wie viel (und was und wie) der Hörer dazu eigentlich verstanden haben muss.

Schließlich: Wenn Sprecher zweier verschiedener Idiolekte einander sagen, was sie meinen, woher wissen sie, was ihnen der jeweils andere sagt? Wenn man die universelle Individualität der Sprachkompetenzen anerkennt (was Searle freilich nur als Möglichkeit zugibt, aber nicht weiter thematisiert), schränkt sich die Möglichkeit, zu sagen, was man meint, zunächst einmal auf Selbstgespräche ein. Jemand anderem zu sagen, was man meint, wird hingegen zum Problem. Man muss dieses Problem nicht überbewerten – immerhin funktioniert die menschliche Koorientierung mittels Sprache im Allgemeinen recht gut – aber das ‚Prinzip der Ausdrückbarkeit‘ zu einem Eckpfeiler einer kommunikationswissenschaftlichen Theorie zu machen, erscheint aus dieser Perspektive fragwürdig.

7.5 Beispiel 3: Die Konversationsanalyse

Nachdem ich bereits zwei Ansätze aus den Bereichen der Sprachwissenschaft und der Philosophie in Bezug auf die Ergebnisse dieser Arbeit diskutiert habe, möchte ich nun mit der Konversationsanalyse einen dritten Ansatz besprechen, der theoriegeschichtlich eher im sozialwissenschaftlichen Bereich verwurzelt ist.

Die aus der von Garfinkel begründeten Ethnomethodologie hervorgegangene Konversationsanalyse (Have 2007:5ff; Sharrock/Anderson 1986:4ff) ist als verhältnismäßig klar abgegrenztes Forschungsprogramm besser für die hier beabsichtigte Untersuchung geeignet, als Beispielsweise das wesentlich heterogenere Feld der ‚Gesprächsanalyse‘ (Kallmeyer 2005:1213). Die Konversationsanalyse wird darüber hinaus von vielen Ethnomethodologen als eine ihrer wichtigsten Errungenschaften betrachtet (Sharrock/Anderson 1986:61).

Die Ethnomethodologie, und in deren Gefolge auch die Konversationsanalyse, wurde wesentlich von der Phänomenologie Husserls und seiner Idee, durch Einklammerung von Vorannahmen die Welt unvoreingenommen zu studieren, um ihre unbezweifelbaren Grundlagen freizulegen, inspiriert (Sharrock/Anderson 1986:6ff). Diesem Ideal folgend sind die Vertreter der Konversationsanalyse bemüht, sich aus verallgemeinernden Theoriediskussionen weitgehend herauszuhalten (Sharrock/Anderson 1986:60).

Dementsprechend verfügt die Konversationsanalyse über kein einheitliches, anerkanntes Theoriegerüst und auch über keine im Detail ‚vorgeschriebene‘ Methode. Die Methode (die dann aber doch durchgängige Charakteristiken aufweist (Kallmeyer 2005:1219f)) soll sich nach Auffassung der Konversationsanalytiker dem Gegenstand anpassen, und die theoretischen Befunde sollen aus diesem heraus entwickelt werden (Sharrock/Anderson 1986:9; Kallmeyer 2005:1215). Um eine unvoreingenommene Interpretation

des empirischen Geschehens zu ermöglichen, sollen zu dem zu untersuchenden Gegenstand ohne Vorselektion möglichst vollständige Daten gesammelt werden, um dann gewissenhaft sortiert, systematisiert und interpretiert zu werden (Kallmeyer 2005:1214, 1216, 1219f). Der Beschreibungsmodus der Konversationsanalyse ist dabei (zumindest in seinen Ursprüngen) von der Biologie inspiriert (Sacks 1989:[31f]).

Im Unterschied zu der Linguistik Saussures und der Sprechakttheorie Searles vermeidet die Konversationsanalyse durch ihren konsequenten Empiriebezug und das Bemühen um eine unvoreingenommene Haltung ihrem Gegenstand gegenüber die Fixierung auf die ‚langue‘, und beschäftigt sich vielmehr tatsächlich mit der im Alltag gesprochenen Sprache. Zudem nimmt sie durch die Auffassung, dass jeder Bestandteil einer Kommunikationssituation potentiell relevant sein kann, nicht nur die gesprochene Sprache, sondern das Ganze der aktuellen Interaktionssituation in den Blick, so dass man sagen kann, dass sie sich tatsächlich mit ‚Kommunikation‘ im vollen Sinne befasst.⁵

An dieser Stelle werde ich dem Geist der Konversationsanalyse widersprechend nicht einzelne Befunde und theoretische Aussagen auflisten, sondern mich auf die theoretisch — konzeptionellen Grundlagen konzentrieren. Während nämlich die einzelnen Befunde und theoretischen Aussagen nur unter Bezug auf die ihnen zugrundeliegenden empirischen Daten sinnvoll zu diskutieren und bei Bedarf wahrscheinlich ohne Schwierigkeiten für das ‚Ganze‘ der Konversationsanalyse zu korrigieren sind, bildet der grundlegende Ansatz der Konversationsanalyse ein Set von generativen Elementen, das wesentlich für die Qualität der produzierten Ergebnisse ist.

Die zentrale Erkenntnis (und der zentrale Gegenstand) der Konversationsanalyse ist jedoch, dass es bestimmbare konstitutive

⁵ Besser gesagt: Mit allen Formen von Kommunikation. Siehe Punkt 2 der unten stehenden Diskussion.

Prinzipien, Mechanismen und Methoden gibt, die den Ablauf des kommunikativen Handelns strukturieren und als Zeugnis sozialer Ordnung verstehbar machen. Diese Ordnung wird von den Akteuren aktiv hervor-gebracht und stellt die Lösung praktischer Probleme, wie etwa der Organisation des Sprecherwechsels und allgemein der Koorientierung, dar (Bergmann 2001:919ff).

Besondere Beachtung verdienen jedoch auch verschiedene *implizite* Annahmen der Konversationsanalyse:

1. Der Forscher ist in der Lage, unvoreingenommen den Gegenstand zu untersuchen.
2. Es ist möglich, allein aus dem empirischen Datenmaterial heraus ohne Rückgriff auf Vorerfahrungen theoretische Aussagen zu machen.
3. Alles für die Analyse der konkreten Interaktion Relevante ist in der jeweiligen Situation selbst zu finden.

Die **Erste** dieser Annahmen ist der grundlegenden, an die Phänomenologie angelehnten, Konzeption implizit, dass nämlich der Forscher unter Einklammerung aller Vorannahmen an den Gegenstand herantreten soll. Auch wenn diese Annahme in der Forschungspraxis sicher relativiert wird, ist zumindest keine Problematisierung dieses Punktes zu erkennen.

Die **Zweite** Annahme wäre die Folge, wenn man die Erste ernst nähme. Die theoretischen Aussagen müssten dann direkt in den Daten beinhaltet sein oder vom Forscher als Interpretation des Datenmaterials aus einem inneren Nichts heraus hervorgebracht werden.

Die **Dritte** Annahme folgt aus der Forderung, sich nur mit der aktuell zu erforschenden Situation zu beschäftigen und nicht über größere Kontexte zu spekulieren (Kallmeyer 2005:1218). In neueren von der Konversationsanalyse inspirierten Forschungsrichtungen wird diese Einschränkung allerdings bereits relativiert (ebd.).

7.5.1 Die Vereinbarkeit mit der 1. praxeologischen Konsequenz

Die Frage der Bewusstheit spielt in der Konversationsanalyse meiner Einschätzung nach keine wesentliche Rolle. Ob und inwiefern sich die Akteure der Methoden, die sie anwenden, bewusst sind, ist eine weiterführende interpretative Frage, und damit für die Konversationsanalyse eher eine sekundäre (Kallmeyer 2005:1217ff). Mit dieser Einordnung bleibt jedoch auch der Begriff der Regel ungeklärt, und somit die Frage, was den beobachtbaren Regelmäßigkeiten eigentlich kausal zugrunde liegt. Man mag argumentieren, dass diese Frage zu Recht offen bleibt und erst in einem späteren Stadium der Forschung beantwortet werden kann – die Tatsache, dass sie ungeklärt ist, sollte jedoch nicht in Vergessenheit geraten, soll sie nicht ihrerseits Fehler produzieren. Die Frage nach dem praktischen Sinn bleibt damit ebenfalls ungeklärt.

7.5.2 Die Vereinbarkeit mit der 2. praxeologischen Konsequenz

Verständigung selbst, und hier muss ein Abstrich gemacht werden von der oben getätigten Aussage, dass die Konversationsanalyse sich mit Kommunikation im vollen Sinne befasse, gehört nicht zum ‚eigentlichen‘ Gegenstand der Konversationsanalyse. Die Konversationsanalyse untersucht, wie Verständigung in Interaktionen organisiert wird, nicht aber wie sie (im Sinne der geistigen Tätigkeit des Ausdrückens und Verstehens) funktioniert (Kallmeyer 2005:1217, 1219). Der Anschlussfähigkeit an Theorien, die sich mit Verständigung selbst befassen, muss dies aber nicht im Wege stehen.

7.5.3 Die Vereinbarkeit mit der 3. praxeologischen Konsequenz

Da die Konversationsanalyse bemüht ist, mit möglichst wenig theoretischen Vorannahmen an den Gegenstand heranzutreten und auch mit theoretischen Schlüssen nah an den Daten zu bleiben, ist die Gefahr der Konstruktion von praxisfernen, monolithischen, theoretischen Systemen verhältnismäßig gering. Gleichzeitig dürfte diese Herangehensweise es ermöglichen, auch scheinbar widersprüchliche Befunde in die Theoriebildung aufzunehmen. Einen sicheren Schutz vor der übereilten Suche nach einem perfekten, geschlossenen System bietet auch ein so enger Empiriebezug nicht, wie auch Bourdieu aus eigener Erfahrung berichtet (Bourdieu 1999:25).

7.5.4 Die Vereinbarkeit mit der 4. praxeologischen Konsequenz

Von der Konversationsanalyse werden die grundlegenden Mechanismen der ‚Interaktionskonstitution‘ als allgemein, unabhängig von spezifischen Kontexten gültig, betrachtet (Kallmeyer 2005:1218). Ob dies auch für weniger grundlegende Mechanismen gilt, scheint nicht a priori festgelegt zu sein. Grundsätzlich wird der aktuelle Kontext jedenfalls berücksichtigt (Bergmann 2001:921f).

Inwiefern die grundlegenden Mechanismen auch aus praxeologischer Sicht als allgemeingültig gelten können, wage ich nicht zu beurteilen. Wenn man berücksichtigt, dass aus dieser Sicht die Kommunikationsfähigkeit jedes Akteurs als individuell erlernt gedacht wird, sind hier zumindest Vorbehalte angebracht. Unter Umständen ließe sich hier mit der unabgestimmten Übereinstimmung nach Bourdieu oder dem strukturellen Entwicklungsmodell Piagets argumentieren. Zumindest eine gewisse Variation in den

„allgemeingültigen“ Mechanismen wird man aber wahrscheinlich zugestehen müssen.

7.5.5 Die Vereinbarkeit mit der 5. praxeologischen Konsequenz

Dass Kommunikation systemisch funktioniert, wird in der Konversationsanalyse insofern berücksichtigt, als dass der spezifische Handlungskontext als relevant für die Bedeutungskonstitution betrachtet wird (Bergmann 2001:921f). Fragen nach dem Systemcharakter einer Kommunikationskultur oder einer Sprache scheinen mir jenseits des Problemhorizontes der Konversationsanalyse zu liegen.

7.5.6 Die Vereinbarkeit mit der 6. praxeologischen Konsequenz

Hier ergibt sich der Hauptwiderspruch zwischen der Konversationsanalyse und den Konsequenzen der praxeologischen Betrachtungsweise. Während die Konversationsanalyse Situationen als isoliert, unter Absehung über die aktuelle Situation hinausreichenden Kontextes untersucht, entsteht aus der Praxeologie heraus die Forderung, die Situationen als fundiert in historischen Prozessen, die weit über die aktuelle Situation hinausreichen, zu betrachten. In ihrer Konzentration auf das Detail und die Situation gerät der Konversationsanalyse die Geschichte aus dem Blick, die die der Situation, den Interpretationen und Methoden zugrundeliegenden Fakten schafft. In den Aussagen der Konversationsanalyse kommt zuweilen gar der Eindruck auf, die soziale Wirklichkeit würde erst in der jeweiligen

Situation, oder gar von einem Interaktionsabschnitt zum nächsten, neu geschaffen (Bergmann 2001:922).

7.5.7 Zusammenfassende Bewertung

Vielleicht sollte man bei der Beurteilung unterscheiden zwischen der Konversationsanalyse als ‚Methode‘⁶ und den theoretischen Aussagen ihrer Protagonisten.

Die methodische Herangehensweise der Konversationsanalyse erscheint als weitgehend unproblematisch. Wenn sie ohne dogmatische Scheuklappen im Verbund mit anderen angewendet wird und man ihre Ergebnisse im Kontext der Ergebnisse anderer Methoden (einschließlich der Objektivierung der Objektivierung) interpretiert, kann sie wertvolle Beiträge zu wohl jeder empirisch arbeitenden mit Kommunikation befassten Wissenschaft leisten, auch zu einer praxeologischen.

Die theoretischen Aussagen verarbeiten zwar einerseits systematisch die Ergebnisse einer fruchtbaren Methode, leiden aber an den Einschränkungen, die aus der theoretischen und praktischen Fixierung auf diese Methode und ihre Ergebnisse resultieren. Wenn ausschließlich eine Methode angewendet und aus der theoretischen Herangehensweise ausschließlich die *aktuellen* Ergebnisse *dieser* Methode Berücksichtigung finden, dann verwundert es nicht, wenn sich auch in den Ergebnissen entsprechende Einschränkungen zeigen.

⁶ Dass sich die Konversationsanalyse als *eine* Methode beschreiben lässt, merkt auch Bourdieu an, wenn er diese als Beispiel für den Methodenfetischismus anführt, bei dem „sich denn auch um ein Verfahren der Datenerhebung ganze ‚Schulen‘ oder Traditionen bilden“ (Bourdieu 2006:259) können.

Grundsätzlich gibt es mit der praxeologischen Perspektive nicht wenige Übereinstimmungen. Dass die Akteure die soziale Wirklichkeit hervorbringen, dass diese Hervorbringungen nicht rein subjektiv und nicht willkürlich sind, dass potentiell jedes Textelement relevant sein kann, dass die Handelnden sich am Kontext orientieren und ihr Tun mit anderen koordinieren (Bergmann 2001:920ff) – all das sind Aussagen, die ebenso aus praxeologischer Perspektive getroffen werden können.

Was hier fehlt, ist die von der Praxeologie vertretene Erkenntnis, dass das aktuelle Geschehen kein reines Produkt des Momentes ist, sondern sich lediglich im jeweiligen Moment aus den Dispositionen geschichtlicher Akteure unter Bezug auf eine geschichtliche Situation realisiert. Die Vernachlässigung der Geschichte produziert im Fortgang der Forschung weitere Schwierigkeiten. Wenn etwa der aktuell gültige Kontext durch jede Äußerung erst für die Nächste hergestellt wird (Bergmann 2001:922), ergibt das eine im Grundsatz träge Situation und wahrscheinlich eine Überbewertung der Macht einzelner Äußerungen.

Paradoxerweise werden *gleichzeitig* die Akteure zu Sklaven einer einmal getroffenen Situationsdefinition erklärt, die in ihrer ständigen Neudefinition der Situation an die vorherige Definition gebunden sind (ebd.). Wenn man diese Bestimmung für voll nehmen wollte, müsste man sich fragen, wie eine Situationsdefinition denn jemals geändert werden könnte. Ein Problem, welches sich lösen ließe, wenn man das Moment der Trägheit einführen würde, den Akteuren aber gleichzeitig die (begrenzte) Fähigkeit zur strategischen Lenkung des Interaktionsverlaufs zustünde. Hier soll wohlgermerkt nicht behauptet werden, dass Vertreter der Konversationsanalyse die eine oder andere der oben genannten Alternativen tatsächlich in letzter Konsequenz vertreten. Meine These ist allerdings, dass die mangelnde Reflexion über Fragen wie diese in der Forschungspraxis zu mindestens suboptimalen Schlüssen führt.

Auch die Aussage, dass Handlungen ihren eigenen Kontext generieren (921), verweist auf dieses Problem. Selbstverständlich lässt sich dies auch aus praxeologischer Perspektive vertreten – aber die Handlungen können den Kontext, praxeologisch betrachtet, nicht allein und nicht aus dem Nichts heraus produzieren. Vielmehr sind für die Praxeologie jegliche Handlungen eingebettet in der Gesamtsituation, die fundiert ist in der Geschichte.

Das Gleiche gilt für die kommunizierenden Akteure, wenn gesagt wird, dass diese beständig mit Interpretation und sich verständlich machen beschäftigt sind (919). Geklärt wird in diesem Zusammenhang nämlich nicht, was die Natur der unterstellten Praxis ist. Somit läuft man Gefahr, hier vollkommen ihrer selbst bewusste, frei und trägheitslos handelnde, Subjekte anzunehmen. Ein Rekurs auf das Habituskonzept könnte an dieser Stelle Missverständlichkeiten ausräumen und gleichzeitig ein konzeptionelles Mittel bieten, die Probleme der Geschichtlichkeit und Trägheit von Situationen anzugehen.

Insgesamt erscheint die Konversationsanalyse trotz dieser Kritikpunkte recht gut anschlussfähig an eine praxeologische Betrachtung von Kommunikation. Aus praxeologischer Sicht gälte es zwar, einige Grundbegriffe (z.B. Regel, Situationsdefinition und Praxis) besser zu klären, und den soziohistorischen Ort des untersuchten Geschehens einzubeziehen, die Methoden und Aussagen der Konversationsanalyse sind damit aber nicht sämtlich in Frage gestellt.

8. Ausblick

Diese Arbeit versucht, auf der Grundlage von Bourdieus Praxeologie, den Weg zu einer empirisch gründlich fundierten theoretischen Konzeption von Kommunikation zu eröffnen. Diese wäre konkret zu charakterisieren als untrennbarer Teil einer ‚reflexiven Anthropologie‘, die den Menschen als Ganzen, und insbesondere die Bedingungen der Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis, einbezieht.

Der Ansatz ist dabei grundlegend interdisziplinär ausgerichtet: Bereits in dieser Arbeit spielen Werke aus der Soziologie, der Psychologie, der Philosophie und der Sprachwissenschaft zentrale Rollen. Mein Eindruck ist, dass hiermit bislang lediglich die Oberfläche des sachlich Relevanten angekratzt ist.

Das ‚Praxis‘ in dieser Arbeit (über den Umweg des Habitus) als Ausarbeitung von Schemata im Sinne Piagets bestimmt wird, verweist (wie auch das bourdieusche Begriffssystem insgesamt) auf die Empirie und damit auf die Möglichkeit, theoretische Aussagen fernab von geschlossenen Theoriegebäuden weiterzuentwickeln und zu korrigieren, ohne mit jeder wichtigen Neuerung gleich ein ganzes Gebäude zum Einsturz zu bringen. Die Praxis, theoretische Aussagen undogmatisch in der praktischen Forschung miteinander zu verbinden, wurde auch von Bourdieu nachdrücklich vertreten (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991:6f).

Die Berücksichtigung des ‚Ganzen‘ wiederum wird (ohne das dies einen Widerspruch mit der vorgängigen Aussage bilden würde) durch die ‚relationale Denkweise‘ gefordert, die der Praxeologie Bourdieus und dem genetischen Strukturalismus Piagets zugrunde liegt. Bereits die kybernetischen und gestalttheoretischen Aspekte der Sprachtheorie Bühlers deuten in diese Richtung. Ein Ansatz, den im Detail zu verfolgen und vielleicht wirklich in eine praxeologische

Sprachtheorie münden zu lassen aber Gegenstand einer anderen Arbeit sein müsste.

Am ehesten in kybernetischen Begriffen zu denken sind möglicherweise auch die *Eigendynamiken* im System der Schemata, die von der Konzeption der Praxis ermöglicht und der empirischen Wirklichkeit gefordert werden. Diese Eigendynamiken gestatten auch eine Betrachtung des Systems der Sprache als (begrenzt) eigenständiges System mit eigenen Gesetzmäßigkeiten.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Diese Arbeit beansprucht nicht, eine Kommunikationstheorie zu bieten. Vielmehr will sie dazu beitragen, eine solide Grundlage für eine solche zu schaffen. Gewisse kommunikationstheoretische Implikationen sind dabei freilich nicht zu leugnen. Einige davon sind in Kapitel 7.2 aufgelistet. Andere werden vielleicht noch entdeckt werden. Die wahrscheinlich bemerkenswerteste Konsequenz ist, dass die Praxeologie von der Notwendigkeit befreit, *übereilt* und an der *falschen Stelle* nach einem perfekt in sich geschlossenen widerspruchsfreien System zu suchen, ohne dass damit der Anspruch einer wissenschaftlichen (und letztlich auch widerspruchsfreien) theoretischen Erklärung aufgegeben würde.

Der hier vorgestellte Ansatz ist prinzipiell ebenso wenig alternativlos wie das Begriffsgerüst, auf dem er fußt. Er erfüllt jedoch die Anforderungen, die aus praxeologischer Sicht an einen kommunikationswissenschaftlichen Ansatz gestellt werden müssen, und könnte das theoretische Rüstzeug für weitere, hoffentlich fruchtbare Forschungen abgeben. Die empirische Fundierung und die Flexibilität des Ansatzes lassen auf eine sehr realitätsnahe Theorieperspektive hoffen. Noch ist der Ansatz nicht sehr detailliert ausgearbeitet, möglicherweise aber als grundlegende Konzeption denkbar, von der aus besser fundiert mit bestehenden, detailreicheren, Theorien gearbeitet werden kann. Ich würde mich sogar auf den, freilich gewagten, Standpunkt stellen, dass es auf dieser Basis möglich ist,

Fehlentwicklungen aktueller Ansätze zu korrigieren und Erkenntnisse verschiedener Herkunft auf einer dann gemeinsamen, solideren Grundlage zusammenzuführen. Einen Hinweis auf den Beitrag, den eine praxeologische Konzeption von Kommunikation zu anderen Forschungen leisten kann, bieten die drei Vergleiche im siebten Kapitel. Die Legitimität, diesen Ansatz in einem Vergleich mit anderen Ansätzen zum Maßstab zu erheben, steht freilich unter Vorbehalt: Viel Arbeit steht noch aus, um die theoretische Basis der Konzeption in angemessener Weise zu begründen und zu präzisieren. Verfehlt wäre es allerdings, bei Theorievergleichen und Synthetisierungen stehen zu bleiben. Die Konzeption der Praxeologie fußt auf empirischer Forschung, und sie fordert empirische Forschung für ihre Weiterentwicklung.

Anhang

Anhang 1: Motto Belege

I. Bühler 1965:102

II. Am 11.05.2000 auf einer Konferenz in Essen zum Thema ‚Kommunikation – Ein Schlüsselbegriff in den Humanwissenschaften‘ (Richter/Schmitz 2003:167).

III. Wittgenstein 1984:286f. Es handelt sich um den Abschnitt 82 in den philosophischen Untersuchungen. Bourdieu zitiert dieselbe Stelle in ‚Sozialer Sinn‘ Seite 74 (und auch schon an entsprechender Stelle im ‚Entwurf einer Theorie der Praxis‘ (Bourdieu 1976:161f)).

IV. Bourdieu 1999:99, Fußnote.

Anhang 2: Literaturverzeichnis

- Austin, John L. (2002): Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). 2. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart: Reclam. [1962]
- Barth, Ariane (1990): Nacht der Zivilisation. SPIEGEL-Redakteurin Ariane Barth über die Kindervernichtung in Rumänien. **IN:** Der Spiegel. 13/1990. S. 194-212
- Beer, Raphael (2006): Der Beobachter im Milieu. Anmerkungen zum Verhältnis zwischen Bourdieu und Luhmann. **IN:** Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Volume 31, Number 1 / März 2006. S. 3-23
- Bergmann, Jörg R. (2001): Das Konzept der Konversationsanalyse (The concept of conversation analysis). **IN:** Brinker, Klaus et al.: Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. 2. Halbband. Berlin: Walter de Gruyter. S. 919-927
- Bourdieu, Pierre (1972): Esquisse d'une théorie de la pratique. Précédé de trois études d'ethnologie kabyle. Genève: Droz.
- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1970]
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1972]
- Bourdieu, Pierre (1980): Le sens pratique. Paris: Éditions de Minuit.

- Bourdieu, Pierre (1981): Einleitung. **IN:** Bourdieu, Pierre et al.: Eine Illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt/M: Europäische Verlagsanstalt. [1965] S. 9-21
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1984/1982]
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1979]
- Bourdieu, Pierre (1989a): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Berlin: Wagenbach. [1982-1989]
- Bourdieu, Pierre (1989b): Antworten auf einige Einwände. **IN:** Eder, Klaus (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt/M: Suhrkamp. S. 395-410
- Bourdieu, Pierre (1990): In Other Words. Essays Towards a Reflexive Sociology. Cambridge: Polity.
- Bourdieu, Pierre (1992a): Homo academicus. [1984]
- Bourdieu, Pierre (1992b): Rede und Antwort. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1987]
- Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1980]
- Bourdieu, Pierre (1998a): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1994]
- Bourdieu, Pierre (1998b): Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: UVK. [1997]
- Bourdieu, Pierre (1999): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. 3. Auflage. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1980]

- Bourdieu, Pierre (2000): Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Konstanz: UVK. [1977]
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1997]
- Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt/M: Suhrkamp. [2002]
- Bourdieu, Pierre (2004): Forschen und Handeln. Recherche et action. Vorträge am Frankreich-Zentrum der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (1989-2000). Conférences prononcées au Frankreich-Zentrum de l'Université de fribourg en Br. (1989-2000). Freiburg/B: Rombach. [1989-2000]
- Bourdieu, Pierre (2005a): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA. [1977-1992]
- Bourdieu, Pierre (2005b): Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. 2. erweiterte und überarbeitete Auflage. Wien: Braumüller. [1982]
- Bourdieu, Pierre (2006): Die Praxis der reflexiven Anthropologie. Einleitung zum Seminar an der École des hautes études en sciences sociales, Paris, Oktober 1987. **IN:** Bourdieu, Pierre; Waquant, Loïc J. D.: Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1987] S. 95-249
- Bourdieu, Pierre; Chamboredon, Jean-Claude; Passeron, Jean-Claude (1991): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin: de Gruyter. [1968]

- Bourdieu, Pierre et al. (1986): Der Kampf um die symbolische Ordnung. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Axel Honneth, Hermann Kocyba und Bernd Schwibs. **IN:** Ästhetik und Kommunikation. Heft 61/62, Jahrgang 16. S. 142-164
- Bourdieu, Pierre, Passeron, Jean-Claude (2007): Die Erben. Studenten, Bildung und Kultur. Konstanz: UVK. [1964]
- Bourdieu, Pierre; Waquant, Loïc J. D. (2006): Die Ziele der reflexiven Soziologie. Chicago-Seminar, Winter 1987. **IN:** Bourdieu, Pierre; Waquant, Loïc J. D.: Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1987] S. 95-249
- Bringuier, Jean-Claude (2004): Jean Piaget. Ein Selbstporträt in Gesprächen. Weinheim: Beltz. [1977]
- Bühler, Karl (1933): Ausdruckstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt. Jena: Gustav Fischer.
- Bühler, Karl (1965): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. 2. unveränderte Auflage. Stuttgart: Gustav Fischer. [1934]
- Bühler, Karl (1978): Die Krise der Psychologie. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt/M: Ullstein. [1927]
- Dietrich, Rainer (2002): Psycholinguistik. Stuttgart: Metzler.
- Durkheim, Emile (1984): Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1895]
- Ebrecht, Jörg (2004): Die Kreativität der Praxis. Überlegungen zum Wandel von Habitusformen. **IN:** Ebrecht, Jörg; Hillebrandt, Frank (Hg.): Bourdieus Theorie der Praxis. Erklärungskraft, Anwendung, Perspektiven. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS. [2002] S. 225-241

- Ehrenfels, Christian von (1890): Über Gestaltqualitäten. **IN:** Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, Jahrgang 14, S. 249-292
- Ekblad, Gudrun (1981): Scheme Theory. A Conceptual Framework for Cognitive-Motivational Processes. London: Academic.
- Engler, Steffanie (2003): Habitus, Feld und sozialer Raum. Zur Nutzung der Konzepte Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung. **IN:** Rehbein, Boike; Saalman, Gernot; Schwengel, Hermann (Hg.): Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven. Konstanz: UVK. S. 231-250
- Flaig, Egon (2000): Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis (1972). **IN:** Erhart, Walter; Jaumann, Herbert (Hg.): Jahrhundertbücher. Große Theorien von Freud bis Luhmann. München: C.H. Beck. S. 358-382
- Franke, Elke (1996): Theorie der Praxis – eine Herausforderung für die Sportphilosophie. **IN:** Court, Jürgen (Hg.): Sport im Brennpunkt – Philosophische Analysen. Sankt Augustin: Akademia.
- Gebauer, Gunter (2000): Die Konstruktion der Gesellschaft aus dem Geist. Searle versus Bourdieu. **IN:** Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 52, Heft 3, 2000, S. 428–449.
- Gebauer, Gunter (2005): Praktischer Sinn und Sprache. **IN:** Colliot-Thélène, Catherine; Francois, Etienne; Gebauer, Gunter (Hg.): Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven. Frankfurt/M: Suhrkamp. S. 137-164
- Ginsburg, Herbert P.; Opper, Sylvia (1998): Piagets Theorie der geistigen Entwicklung. 8. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta. [1988]

- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2005): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. 2., korrigierte Auflage. Bern: Huber. [1998]
- Hagemann, Jörg; Rolf, Eckard (2001): Die Bedeutung der Sprechakttheorie für die Gesprächsforschung (The significance of speech act theory for conversation linguistics). **IN:** Brinker, Klaus et al.: *Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research*. 2. Halbband. Berlin: de Gruyter. S. 885-896
- Hartmann, Eddie (2006): *Praxeologie als Sprachkritik. Ein kritischer Beitrag zur Sprachsoziologie Pierre Bourdieus*. Frankfurt/M: Peter Lang.
- Have, Paul ten (2007): *Doing Conversation Analysis. A Practical Guide*. Second Edition. Los Angeles: Sage. [1999]
- Heidegger, Martin (1979): *Sein und Zeit*. 15. anhand der Gesamtausgabe durchgesehene Auflage mit den Randbemerkungen aus dem Handexemplar des Autors im Anhang. Tübingen: Max Niemeyer. [1926]
- Heidegger, Martin (1985): Aus einem Gespräch von der Sprache zwischen einem Japaner und einem Fragenden. **IN:** Heidegger, Martin: *Unterwegs zur Sprache*. Frankfurt/M: Vittorio Klostermann. [1959]
- Hepp, Rolf-Dieter (2003): Pekarisierung und Epistemologische Wachsamkeit. **IN:** Rehbein, Boike; Saalman, Gernot; Schwengel, Hermann (Hg.): *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*. Konstanz: UVK. S. 251-270

- Herrmann, Theo (1982): Sprechen und Situation. Eine psychologische Konzeption zur Situationsspezifischen Sprachproduktion. Berlin: Springer.
- Husserl, Edmund (1950): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. Neue, auf Grund der handschriftlichen Zusätze des Verfassers erweiterte Auflage. Haag: Nijhoff. [1913]
- Janning, Frank (1991): Pierre Bourdieus Theorie der Praxis. Analyse und Kritik der konzeptionellen Grundlegung einer praxeologischen Soziologie. Opladen: Westdeutscher.
- Jakobson, Roman (1969): Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze. 2. Auflage. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Jurt, Joseph (2004): Vorwort. **IN:** Bourdieu, Pierre: Forschen und Handeln. Recherche et action. Vorträge am Frankreich-Zentrum der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (1989-2000). Conférences prononcées au Frankreich-Zentrum de l'Université de fribourg en Br. (1989-2000). Freiburg/B: Rombach.
- Jurt, Joseph (2008): Bourdieu. Stuttgart: Reclam
- Kallmeyer, Werner (2005): Konversationsanalytische Beschreibung / Conversational Analysis. **IN:** Ammon, Ulrich et al.: Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. 2. Teilband. Berlin: de Gruyter. S. 1212-1225
- Kesselring, Thomas (1999): Jean Piaget. 2. aktualisierte und um ein Nachwort erweiterte Auflage. München: C.H. Beck. [1988]

- Kleist, Heinrich von (1986): Erzählungen. Gedichte, Anekdoten, Schriften. Frankfurt/M: Insel.
- Knobloch, Clemens (1994): Sprache und Sprechfähigkeit. Sprachpsychologische Konzepte. Tübingen: Niemeyer.
- Krais, Beate (2004): Habitus und soziale Praxis. **IN:** Steinrück, Margareta (Hg.): Pierre Bourdieu – Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg: VSA. S. 91-106
- Krais, Beate; Gebauer, Gunter (2002): Habitus. Bielefeld: Transcript.
- Lilje, Andrea (2006): „Unter geheimer Mittäterschaft des Unbewußten“: Überlegungen zum psychotherapeutischen Umgang mit „sozialisierter Subjektivität“. **IN:** Hillebrand, Mark et al. (Hg.): Willkürliche Grenzen. Das Werk Pierre Bourdieus in Interdisziplinärer Anwendung. Bielefeld: Transcript. S. 113-131
- Lizardo, Omar (2004): The Cognitive Origins of Bourdieus Habitus. **IN:** Journal for the Theory of social behaviour. Vol. 34. Issue 4. S. 375-401
- Loenhoff, Jens (2005): Karl Bühlers Ausdruckstheorie: zu einer Semeologie des Nichtsprachlichen. **IN:** Kodikas/Code. Ars Semeiotica. An International Journal of Semiotics. Vol. 28. No. 1/2. S. 109-117
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: de Gruyter. [1945]
- Merleau-Ponty, Maurice (1984): Die Prosa der Welt. München: Fink. [vermutlich 1951-1952]
- Miller, Max (1989): Systematisch verzerrte Legitimationsdiskurse. Einige kritische Anmerkungen zu Bourdieus Habitustheorie. **IN:** Eder, Klaus (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung

- mit Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt/M: Suhrkamp. S. 191-219.
- Müller, Hans-Peter (2005): Handeln und Struktur. Pierre Bourdieus Praxeologie. **IN:** Colliot-Thélène, Catherine; Francois, Etienne; Gebauer, Gunter (Hg.): Pierre Bourdieu: Deutschfranzösische Perspektiven. Frankfurt/M: Suhrkamp. S. 21-42
- Panofsky, Erwin (1967): *Architecture gothique et pensée scolastique*. Paris: Éditions de Minuit. [1951]
- Panofsky, Erwin (1989): *Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter*. Köln: Dumont. [1951]
- Piaget, Jean (1947): *Psychologie der Intelligenz*. 2. Auflage. Vollständig überarbeitete Übersetzung. Zürich: Rascher. [1947]
- Piaget, Jean (1969a): *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Stuttgart: Klett. [1959]
- Piaget, Jean (1969b): *Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde*. Stuttgart: Klett. [1959]
- Piaget, Jean (1973a): *Der Strukturalismus*. Olten: Walter. [1968]
- Piaget, Jean (1973b): *Die Entwicklung des Erkennens III. Das biologische Denken. Das psychologische Denken. Das soziologische Denken*. Stuttgart: Klett. [1950]
- Piaget, Jean (1973c): *Einführung in die genetische Erkenntnistheorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Piaget, Jean (1976): *Die Äquilibration der kognitiven Strukturen*. Stuttgart: Klett. [1975]
- Piaget, Jean (1995): *Sociological Studies*. London: Routledge. [1965]

- Piaget, Jean; Inhelder, Bärbel (1972): Die Psychologie des Kindes. Eine Zusammenfassung der experimentalpsychologischen Forschungsergebnisse über die Entwicklung der Intelligenz im Kindes- und Jugendalter. Olten: Walter. [1966]
- Prechtl, Peter (1994): Saussure zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. **IN:** Zeitschrift für Soziologie, Jg. 32, H. 4, 2003. S. 282- 301
- Rohracher, Hubert (1978): Geleitwort. **IN:** Bühler, Karl: Die Krise der Psychologie. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt/M: Ullstein. [1927]
- Sacks, Harvey (1989): Lectures 1964-1965. Dordrecht: Kluwer. [1964-1965]
- Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Berlin: de Gruyter. [1906-1911]
- Saussure, Ferdinand de (2003a): Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte, Briefe und Dokumente. Frankfurt/M: Suhrkamp. [ca. 1891-1911]
- Saussure, Ferdinand de (2003b): Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß. Frankfurt/M: Suhrkamp. [ca. 1891]
- Savigny, Eike von (1974): Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die „ordinary language philosophy“. Völlig neu bearbeitete Ausgabe. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1969]
- Scharlau, Ingrid (1996): Jean Piaget zur Einführung. Hamburg: Junius.

- Scherer, Hans S. (1984): Sprechen im situativen Kontext. Theorie und Praxis der Analyse spontanen Sprachgebrauchs. Tübingen: Stauffenberg.
- Schmeiser, Martin (1986): Pierre Bourdieu – Von der Sozio-Ethnologie Algeriens zur Ethno-Soziologie der französischen Gegenwartsgesellschaft. Eine bio-bibliographische Einführung. **IN:** Ästhetik und Kommunikation. Heft 61/62, Jahrgang 16. S. 167-183
- Schneider, Norbert (1998): Erkenntnistheorie im 20. Jahrhundert. Klassische Positionen. Stuttgart: Reclam.
- Schultheis, Franz (2003): Pierre Bourdieu und Algerien. Eine Wahlverwandschaft. **IN:** Bourdieu, Pierre: In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung. Graz: Camera Austria.
- Schultheis, Franz (2007): Bourdieus Wege in die Soziologie. Genese und Dynamik einer reflexiven Sozialwissenschaft. Konstanz: UVK.
- Schwingel, Markus (2000): Pierre Bourdieu zur Einführung. 3. verbesserte Auflage. Hamburg: Junius. [1995]
- Searle, John R. (1973): Sprechakte. Ein Sprachphilosophischer Essay. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1969]
- Searle, John R. (2006): What is Language: Some Preliminary Remarks. Online unter:
<http://ist-socrates.berkeley.edu/~jsearle/whatislanguage.pdf> (18.05.2008).
- Sharrock, Wes; Anderson, Bob (1986): The Ethnomethodologists. Chichester: Ellis Horwood.
- Steinrücke, Margareta (2006): Habitus und soziale Reproduktion in der Theorie Pierre Bourdieus. **IN:** Hillebrand, Mark et al. (Hg.): Willkürliche Grenzen. Das Werk Pierre Bourdieus in Interdisziplinärer Anwendung. Bielefeld: Transcript. S. 61-72

- Szagon, Gisela (2006): Sprachentwicklung beim Kind. Ein Lehrbuch. Völlig überarbeitete Neuauflage. Weinheim: Beltz.
- Ungeheuer, Gerold (1983): Einführung in die Kommunikationstheorie. Kurseinheit 2. Hagen: Fernuniversität – Gesamthochschule – in Hagen. Fachbereich Erziehungs-, Sozial- und Geisteswissenschaften. Hagen: o.V.
- Ungeheuer, Gerold (1985): Vor-Urteile über Sprechen, Mitteilen, Verstehen. **IN:** Ungeheuer, Gerold: Kommunikationstheoretische Schriften I: Sprechen, Mitteilen, Verstehen. Aachen: Alano. [1982] S. 290-338
- Ungeheuer, Gerold (2005): Die kybernetische Grundlage der Sprachtheorie von Karl Bühler. **IN:** Kodikas/Code. Ars Semeiotica. An International Journal of Semiotics. Vol. 28. No. 1/2. S. 41-57
- Waldenfels, Bernhard (1992): Einführung in die Phänomenologie. München: Fink.
- Weber, Max (1968): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 3. erweiterte und verbesserte Auflage. Tübingen: J.C.B. Mohr. [1903-1922]
- Wittgenstein, Ludwig (1984): Tractatus logico-philosophicus. Werk-ausgabe Band 1. Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M: Suhrkamp. [1914-1949 oder 1950]
- Zimmer, Dieter E. (1986): So kommt der Mensch zur Sprache. Über Spracherwerb, Sprachentstehung und Sprache & Denken. Zürich: Haffmanns.